

Illustrirte Frauen-Zeitung.

Nr. 28.

Wöchentlich eine Nummer.
Vierteljährlich 2 1/2 M.

Berlin, 7. Juli 1889.

Große Ausgabe mit
allen Kupfern: 4 1/4 M.

XVI. Jahrg.

Nachdruck verboten.

Eine homöopathische Kur.

Novelle von E. Biller.

Es war eine ganz neu erbaute Villa, nicht sehr groß, aber elegant und stilvoll, mit behaglichen Eck-Perrons, die nicht so umfangreich wie eine Veranda, aber auch nicht frei und ungedeckt wie ein Balcon sind, in denen man bei Wind und Wetter fast wie in der Stube sitzt, während man zudringliche Sonnenstrahlen durch Vorhänge auszuschießen vermag. Diese roth und weiß gestreiften Vorhänge waren gleichfalls neu, und der Garten schien sogar zu neu, das heißt, man sah ihm die große Jugend

noch an; aber er versprach nach seiner Anlage viel für die Zukunft. Die Lage der Besitzung war außerordentlich vortheilhaft. Wo der Garten mit einer dichten, grünen Hecke aufhörte, fing die Wiese an, und die Wiese ging, bis sie wirklich nicht weiter gehen konnte, weil sie sonst in die vorüberauschenden Elbstuthen getaucht wäre. Trat man nach der anderen Seite durch den Vorhof aus dem Hause, so brauchte man nicht weit zu gehen, und man befand sich in einem an Hügeln aufsteigenden Walde. Die Lage war einsam, in ziemlicher Entfernung von dem Dorfe Hosterwitz, für den Geschmack der meisten Menschen vielleicht zu einsam; aber der Besitzer, Friedrich Nolte, Seidenwaaren-Händler aus Dresden, fand auch darin einen Vorzug; er konnte nur Vorzüge entdecken, denn er selbst

hatte Villa Josephine, — selbstverständlich mit Hilfe eines Architekten, — erbaut, und nachdem er das Geschäft seinem Compagnon überlassen hatte, war er hinausgezogen und wohnte seit ungefähr vier Wochen mit Frau und Tochter in Hosterwitz.

Herr Nolte wollte aber seine Villa auch von Anderen bewundert sehen, denn er war ein wenig eitel. Selten verging ein Tag, an dem er nicht Freunde und Bekannte hinausgeladen hätte. Er wurde nicht müde, seine Gäste bis auf den Boden und vom Boden wieder bis in das Souterrain zu führen, um von ihnen zu hören, daß Villa Josephine das Muster eines modernen Sommerhauses wäre.

Dieses Herumführen beanspruchte viel Zeit, weil Herr Nolte dabei den Bauplan entwickelte und in einer



In der Erzählung „Die Zwillinge“, von Frida Schanz. Illustrirt von A. Mandlick. — Siehe Seite 115.

ausführlichen Darstellung auseinandersetzte, nach welchen Rücksichten man so und nicht anders gebaut habe. Diese Erklärungen waren für Herrn Nolte interessanter, als für seine Gäste; aber für einmal ließ man sich von einem so gutmüthigen und gastfreien alten Herrn schon eine kleine Weitschweifigkeit gefallen; man schmeichelte seiner Eitelkeit, und so wurde er nicht müde, immer neue Gäste einzuladen. Frau Josephine kam gar nicht dazu, sich selbst des neuen Besites zu freuen, weil sich so viele Andere darüber freuten; sie mußte immer nur an das Bewirthen denken. Ja, sie war noch zu keiner großen Wäsche gekommen, und, so sonderbar es klingt, gerade auf diese Wäsche hatte sie sich besonders gefreut; das neue Waschhaus mit seinem vorzüglich construirten Kessel und den practischen Einrichtungen sollte eingeweiht werden; die Wiese bot zugleich einen trefflichen Bleichplatz dar, und Frau Josephine hielt auf gebleichte Wäsche. Das sauber geplättete und gefaltete Leinen in den Fächern ihres Spindes aufzubauen, gehörte zu ihren häuslichen Freuden; sie that es stets mit einer gewissen Feierlichkeit, indem sie die Wäsche-Mummern wie Zauberprüche leise vor sich hinhin murmelte. Doch beanspruchte sie von ihrem Manne nicht das gleiche Interesse, wie sie es überhaupt nicht liebte, ihm mit Berichten über häusliche Angelegenheiten lästig zu fallen.

Am Sonntag Abend wurde abermals eine Anzahl guter Freunde nach dem Dampfsschiffe geleitet, und nun war endlich die Woche angebrochen, welche der großen Wäsche gewidmet sein sollte. Frau Josephine selbst notirte die Zahl der von dem Hausmädchen fortirten Wäschestücke, während eine Waschfrau schon mit dem Ansehn der selben beschäftigt war. Ihre Tochter Sinchen ging der Mutter hilfreich zur Hand.

Seitdem das Haus fertig gestellt war, fand Herr Nolte im Garten ein neues Feld der Thätigkeit, und sein Gärtner unterwies ihn soeben in der Veredelung der Rosen. Oben auf der Veranda ruhte Pfiff, der gewaltige Neujundländer, den schönen Kopf auf die Vorderfüße gelegt und die Augen geschlossen; nur wenn ihm eine Fliege zu nahe kam, zuckte er mit den Ohren.

In dieser Ruhe und stillen Geschäftigkeit bot Villa Josephine bei blauem Himmel und Sonnenschein ein Bild des Friedens dar.

Wie aber am Horizonte oft ein kleines Wölkchen das nahende Unwetter verräth, so zeigte sich zwischen den Augen des Herrn Nolte, — guten, treuen und klugen Augen, — eine beängstigende Falte; er folgte auch nicht so aufmerksam, wie sonst, den Anweisungen des Gärtners. Bei jedem Geräusche auf der Straße wendete er den Kopf, und als er endlich den Postboten gewahrte, rief er ihn an und sprang sogar über die Beete, um ihm die Briefe selbst abzunehmen. Einen derselben erbrach er sofort, und beim Lesen desselben vertiefte sich die Falte. „Hätte ich von der unglückseligen Wäsche nur eine Ahnung gehabt, würde ich ja für heute Niemand eingeladen haben,“ dachte er. „Natürlich kommen Alle! Die Einladung war mir so herausgefahren, und dann wollte ich meiner Frau nichts davon sagen, weil sie der Besuche überdrüssig ist. Na, aber jetzt wird sie mir erst recht eine Scene machen, und nun ist's nicht mehr zu ändern.“

„Haben Sie vielleicht meine Frau gesehen, Sinner?“ wandte er sich an den Gärtner.

„Sie muß im Waschhause sein, Herr Nolte.“

Etwas befangen begab sich Herr Nolte in den Hof.

„Frage doch einmal, was Vater will, Sinchen,“ meinte Frau Josephine, einen flüchtigen Blick durch's Fenster werfend, und fuhr zu zählen fort: „Sechshunddreißig, siebentunddreißig, achthunddreißig.“

„Papa hält einen offenen Brief in der Hand.“

„Um Himmelswillen! Es werden doch nicht schon wieder Gäste kommen? Neununddreißig, vierzig, einundvierzig...“

Sinchen, ein allerliebste Mädchen von siebzehn Jahren, gekleidet in ein helles Sommerkleid, ein zierliches Schürzchen vorgebunden, lief dem Vater entgegen. „Kommt wieder Besuch, Papa?“ Und Sinchen wies bedeutungsvoll auf den Brief.

„Wie konnte ich denn ahnen, daß Mutter heute waschen will?“ vertheidigte sich Herr Nolte. „Ich dachte, wenn Jemand überraschend kommt, braucht sie nicht Umstände zu machen; irgend etwas ist ja immer im Hause, und dann...“

„Ach, Papa, sage doch schnell, wer kommt. Viele Personen? Kommen sie schon morgen?“

„Alles auf einmal kann ich nicht beantworten,“ brummte Herr Nolte. „Heute kommen sie.“

„Heute? Am Washtag, Papa!“

„Wenn Du so schreiest, erschreckst Du die Mutter.“

„Wer kommt denn, Papa?“

„Tante Therese; es ist selbstverständlich, daß Tante Therese einmal eingeladen wird; wäre sie nicht verreiselt gewesen, wir würden sie längst eingeladen haben.“

„Und die Mädchen?“

„Aber Sinchen, das versteht sich doch auch von selbst.“

„Und weiter Niemand? Gott sei Dank!“

„Freund German hat die Einladung übernommen, da lag es doch auf der Hand...“

„Natürlich, Papa.“ Sinchen warj einen besorgten Blick nach dem Waschhause; von dort tönte es wie in einer Rechenstunde: „Sieben, acht, neun, zehn, elf...“

„Und dann kommt nur noch Professor Stetter...“

Jetzt lief Sinchen auf einmal roth an, und weil sie das verbergen wollte, rannte sie schnell in's Waschhaus.

„An dem Professor bin ich aber unschuldig, Sinchen,“ rief ihr der Vater nach. „Der hat sich selbst eingeladen, als ihn...“ Hier unterbrach ihn ein Ausruf seiner lieben Frau, der durchaus nicht wie ein Freudenruf klang, und dann erschien sie selbst.

Frau Josephine gehörte nicht zu den sanften Frauen; sogenannte sanfte Frauen sind gefährlich; ich möchte ihnen nicht trauen. Frau Josephine scheute sich nicht, gerade heraus und deutlich ihre Meinung zu sagen; sie war meist ruhig, aber sie konnte auch heftig werden; unbedingt war sie eine brave, gute und bedingt auch eine verträgliche Frau; im Augenblicke aber sah man ihr an, daß der Temperaments-Messer auf den Siedepunkt zeigte.

Der gute Herr Nolte war durchaus nicht abgeneigt, seiner Frau einmal eine kleine Scene zu machen; aber es war ihm höchst peinlich, sobald sie ihm eine Scene machte. Er wäre gern in den Garten retirirt, doch das hätte seiner Würde geschadet. Er mußte im Nothfalle den Tyrannen spielen und zeigen, daß er sich vor einer großen Wäsche nicht zu fürchten brauchte. Demzufolge zog er die Augenbrauen hoch, erinnerte sich, daß er Reserve-Offizier gewesen und nahm eine martialische Haltung an.

Frau Josephine war ihrem Gatten gegenüber stets zu Concessionen geneigt, doch sobald er diese Haltung und diese Miene annahm, gab es ihr einen Ruck im Nacken, und sie würde, wie Shylock, auf ihren Schein bestanden haben.

„Liebes Kind, mache nicht erst Einwendungen,“ fuhr Herr Nolte gereizt auf. „Ich kann Therese nicht nöthigen, an der Thür umzukehren, nachdem ich sie eingeladen habe.“

„Aber ich kann ihr sagen, daß ich von dieser Einladung nichts gewußt habe.“

„Das kannst Du allerdings; aber Du würdest Dir damit nur selbst schaden. Wenn Du klug bist, machst Du gute Miene zum bösen Spiele. Hättest Du mir früher von der verd... von Deiner Absicht einer großen Wäsche etwas gesagt, so...“

„Es ist das erste Mal, daß Du mir heimlich Gäste einladest!“

„Ja, liebes Kind, daran bist Du selber schuld. Ich wollte eine Scene vermeiden.“

„Deine Gäste müssen heute allerdings vorlieb nehmen; an Waschtagen werden keine Dampreten gebraten.“

„Du wirst schon Deinen Ruf als ausgezeichnete Hausfrau nicht auf's Spiel setzen.“

Hier mengte sich Sinchen ein: „Ich glaube, Mama, es wird sich arrangiren lassen. Ich habe eben einen guten Gedanken.“

Herr Nolte klopfte dem lieben Mädchen auf die Wade. „Na, wenn Sinchen einen guten Gedanken hat, da wird sich's schon machen.“ Und erleichtert zog er sich nach dem Garten zurück.

Frau Josephine blickte Sinchen strenge an. „Es ist ganz unpassend, daß Du Dich einmengst, wenn ich mit dem Vater rede. Vater hat Unrecht, hinter meinem Rücken Gäste einzuladen, also darfst Du ihm dann nicht mit guten Gedanken aushelfen.“

„Liebe Mama,“ bat Sinchen, — und wer hätte widerstehen können, wenn sie bat, — „o, liebe Mama, Du wirst es Tante Therese gewiß nicht merken lassen, daß Papa sie ohne Dein Wissen...“

„Und wenn ich's auch nicht zeigen wollte, das fühlst sie heraus.“

„O, Mama, Du bist viel zu gut und hast auch Papa viel zu lieb; es würde ihn fränken.“

„Mir scheint, Du hast Lust, mir gar eine Strafpredigt zu halten.“

„Aber Mama!“

Sie waren, so redend, in die Küche gegangen, und Sinchen nahm Teller aus dem Schranke.

„Was nützen uns denn die Teller, so lange wir nicht wissen, was wir darauf serviren sollen!“ rief Frau Josephine ärgerlich.

„Ja, wenn Dir's recht ist, Mama, werde ich Dir meinen guten Gedanken enthüllen. Klingt, enthüllen nicht großartig? Nun, Du sollst sehen, Deine Gäste werden denken: Was für Umstände hat sich diese Frau wieder gemacht!“

Frau Josephine war schon halb besänftigt; da schlug die gute Stimmung plötzlich um; die Waschfrau erklärte, die letzten Tage der Woche bestellt zu sein, und das Barometer war gefallen. „Also kann die Wäsche

im Hause verfaulen,“ erklärte Frau Josephine mit ungewohnter Gereiztheit.

„Die Waschfrau wird schon eine Hilfsfrau herbeschaffen,“ meinte Sinchen und nickte ihr mit diesem Nicken zu, dem ihr Vater niemals und die Mutter sehr schwer widerstehen konnte.

Kaum war dieser Sturm abgeschlagen, so zeigte sich, daß Friederike, die Köchin, ihre „Laune“ bekam. Ging etwas nicht am Schnürchen, so trat die Laune ein und dauerte mindestens drei Tage; was aber das Schlimmste, sie war ansteckend. Zuerst wurde allemal Frau Josephine davon ergriffen, dann das Hausmädchen; nur an Sinchen prallte sie wirkungslos ab.

Wenn Friederike mit ungewöhnlichem Geräusche hantirte, consequent Jedermann ohne Ausnahme den Rücken kehrte und bei Allem, was man ihr sagte, den Kopf über die Schulter gewendet: „Was?“ schrie, — dann wurde es in den Küchenräumen höchst unbehaglich, und Frau Josephine floh aus dem Souterrain in höhere Regionen; heute war sie genöthigt, auszuharren, da man den Besuch jeden Augenblick erwarten konnte; die Folge war ein Zerrwürfnis, welches in einer Kündigung gipfelte. Darnach wurde die Temperatur so schwül, daß selbst Sinchen den streitenden Parteien aus dem Wege ging.

Und doch hätte an diesem Tage Frau Josephine alle Ursache gehabt, auf Sinchen stolz zu sein. Es war noch kein Jahr, daß sie zu häuslichen Geschäften herangezogen wurde, wobei Sinchen für Staubtuch und Kochlöffel durchaus keine Passion zeigte. Wenn irgend möglich, entschlüpfte sie, und man fand sie dann pinselnd vor einem frisch gepflückten Zweige, oder sie saß auf irgend einem Baume und steckte die Nase in ein Buch; dann erklärte Frau Josephine, daß sie mit Schauern an die Zukunft dachte, und daß Sinchen ohne Zweifel ihren künftigen Gemahl unglücklich machen würde. Frau Josephine schien vergessen zu haben, daß sie mit siebzehn Jahren auch noch keine perfecte Hausfrau war und ebenfalls ihre kleinen unschuldigen Passionen besaß.

Heute war Sinchen wie umgewandelt; sie half eifrig und mit Ueberlegung, dabei ging ihr jedes Geschäft auch von der Hand. „Für Freund German, den alten Junggefallen, kann sie sich doch nicht interessieren?“ dachte Frau Josephine; daß auch Professor Stetter zu den Gästen gehörte, hatte Sinchen „zufällig vergessen“ der Mutter zu melden.

Gegen zwölf Uhr landete die eingeladene Gesellschaft mit dem Dampfsschiffe, und schon von fern kündigten sich die lustig schwachenden Stimmen an; besonders Freund German mit einem tiefen Baß, und Tante Therese mit einem etwas scharfen Diskant.

Frau Therese Albrecht, eine sehr reiche Witwe, erschien mit ihren drei Töchtern in der elegantesten Sommer-Toilette. Darin lag keine Beleidigung, und doch verstimmte es Frau Josephine sichtlich. „Du wirst Dein Kleid zerdrücken,“ bemerkte sie, als Tante Therese sie, wie immer, ein bißchen stürmisch umarmte, und zu den jungen Mädchen ließ sie gar die Bemerkung fallen, daß es bei Landpartien practischer wäre, einfache Kleider zu tragen.

Im Grunde waren beide Frauen gute Freundinnen; aber es gab häufig kleine Händeleien zwischen ihnen. Frau Therese hatte sich gut conservirt, war eitel und verstand es, sich elegant anzuziehen; Frau Josephine war auch gut conservirt, sie war aber nicht eitel und verstand es nicht, sich elegant anzuziehen. Die wahre Ursache ihrer kleinen Kämpfe aber lag tiefer, sie ließ sich Jahre zurückführen. Man sagt, — und wenn man sagt, so muß wohl etwas Wahres daran sein, — daß Herr Nolte, als er noch schlant war und ein schwarzes Schnurrbärtchen trug, — kurz, zu einer Zeit, wo Frau Josephine ihn unwiderstehlich fand, er nicht dem Fräulein Josephine, sondern dem Fräulein Therese den Hof machte; diese aber hatte schon gewählt und verschmähte ihn; das war's, was Frau Josephine ihrer Cousine nie vergeben konnte; obgleich sie ihr eheliches Glück gewissermaßen dieser verdankte. In ihrem Herzen blieb ein Stachel der Eifersucht zurück.

„Hör' mal, Fritz, was fehlt denn Deiner Frau?“ fragte Tante Therese ein bißchen verstimmt.

„Ich werde Dir das später auseinanderlegen,“ entgegnete Herr Nolte. „Was meiner Frau fehlt, ist ein zweifelsbiges Wort und fängt mit einem W. an.“

„Willst Du nicht Therese Deinen Arm bieten und sie im Tempel Deiner Glückseligkeit herumführen?“ fiel hier Frau Josephine scharf ein. „Ich kann mich dabei freilich nicht betheiligen, weil ich in der Küche nachsehen muß; Friederike hat ihre „Laune.“

Diese Laune war eine bekannte Familien-Malamität. Nun wurde Herr Nolte wieder ganz vergnügt und strich schmunzelnd alles seinem Häuschen gespendete Lob ein. Endlich aber ließ sich Tante Therese auf einen Sessel fallen und erklärte, sie sei vom vielen Sehen erschöpft und könne nicht weiter.

„Du bist hungrig, Mama,“ erklärte Gretchen, ihre jüngste Tochter; sie war das Enfant terrible der Fa-

milie. Obgleich ihre Schwester sie in den Arm zwickte, fragte sie: „Es ist ja schon zwei Uhr! Ght Ihr auf dem Lande immer so spät, Tante Josephine?“

Zum Glücke öffnete Sinchen in diesem Augenblicke die Thür nach dem Speisezimmer und sagte mit einem Knix: „Darf ich bitten? Es ist angerichtet.“

Professor Stetter bewunderte sogleich den Blumenschmuck der Tafel. „Dazu hat Sinchen Talent,“ erwiderte der stolze Vater, und Sinchen erröthete; sie erröthete fortwährend und besonders, wenn Professor Stetter sie anredete.

„Warum wirst Du denn immer roth, wenn der Professor mit Dir spricht?“ fragte das unverwundliche Gretchen, und nur ein Teller mit Suppe konnte Sinchen vor weiteren Fragen retten.

Der böse Geist, welcher in der Küche regierte, schien mit den Speisen auf die Tafel zu kommen; eine beschlagliche Stimmung, wie sie im Nolte'schen Hause gebräuchlich war, fand sich nicht ein. Freund German fing an, unpassende Witze zu machen, die eigentlich gar keine Witze waren, und über die Niemand lachte; das genirte ihn aber durchaus nicht. „Gestern sah ich auch meine erste Liebe wieder“, erzählte er unverdrossen. „Als wir uns liebten, war ich Secundaner, und sie lernte das Schneider; jetzt ist sie eine dicke Bäckerfrau und schon längst Großmutter; aber, — sollte man's glauben, — wir haben uns doch gleich wiedererkannt.“

„Alte Liebe rostet nicht,“ bemerkte der Professor und stieß mit Freund German auf seine erste und einzige Liebe an.

Da gab's Frau Josephine einen Stich; bis dahin verhielt sie sich einsilbig und schien verdrossen; jetzt machte sie boshafte Bemerkungen, bald gegen Tante Therese, bald gegen ihren Gatten; auch die jungen Mädchen gingen nicht leer aus, und selbst Freund German erhielt seinen Theil.

Tante Therese war eine empfindliche Natur; sie ertrug es nur eine kleine Weile; dann erwiderte sie geizig, sodaß ihre drei Töchter abwechselnd „Mama! Aber Mama!“ dazwischen riefen. Sinchen wurde immer röther und wagte gar nicht mehr von ihrem Teller aufzublicken. Herr Nolte hustete verlegen, und Freund German, wie Professor Stetter versuchten vergeblich, sich taub zu stellen und ein anderes Thema anzuschlagen. Als aber der gequälte Hausherr den Frieden zu vermitteln versuchte, da wandten sich die erregten Parteien gegen ihn, als einen gemeinschaftlichen Feind, und als es ganz unmöglich war, den Streit noch länger für ein harmloses Tischgespräch zu halten, lief Tante Therese, die Serviette vor das Gesicht gepreßt, nach rechts hinaus, — gefolgt von ihren drei Töchtern; und Frau Josephine stürzte nach links, gefolgt von ihrem Sinchen.

Die so sich selbst überlassenen drei Herren blickten sich verdutzt an, und dann bemerkte Freund German, der den Vortheil besaß, ein alter Junggeselle zu sein, lafonisch: „Diese Weiber! O diese Weiber!“

Professor Stetter benutzte die erste Gelegenheit, sich sachte hinauszuschlingeln. Es lag ihm daran, Sinchen zu sprechen. Er war besorgt, durch irgend eine unbegreifbare Ursache diesen Zank veranlaßt zu haben, und das ängstigte ihn; denn er liebte Sinchen und war entschlossen, bei der ersten Gelegenheit sich zu erklären.

„Fräulein Sinchen,“ rief er ganz leise in der nächsten Stube; keine Antwort; er trat auf den Eck-Perron. „Fräulein Sinchen!“ rief er lauter.

„Ja,“ kam's ganz leise wieder; er erkannte nicht aus welcher Gegend; aber nun vernahm er deutlich ein Schnurren, das nicht nach Schnupfen, sondern mehr nach vergossenen Thränen sich anhörte, und dann trippelte Sinchen zaghaft und doch zutraulich herbei, die lieben Augen noch thränenfeucht.

Der Professor reichte ihr mit einem bedauernden Ausdruck die Hand; das rührte Sinchen und die Wasserwerke setzten sich gleich wieder in Bewegung.

„Sie kennen mich als Ihren Freund, Fräulein Sinchen,“ sprach der Professor herzlich. „Aber bitte, weinen Sie nicht; ich kann das Weinen nicht vertragen, es ist mir sehr peinlich, — Sie begreifen, — wenn Sie weinen.“

Sinchen versuchte gehorjam zu lächeln.

Beruhigt fuhr der Professor fort: „Ich bitte, sagen Sie es mir aufrichtig, ob ich an dieser eben erlebten Scene Schuld trage. Ich sagte etwas von alter Liebe, die nicht rostet, — Sie können versichert sein, daß ich Ihre Frau Mutter damit nicht beleidigen wollte.“

„Und Sie sind daran auch ganz unschuldig, Herr Professor,“ fiel Sinchen eifrig ein, wurde aber dunkelroth, als sie fortfuhr: „Doch kann ich Ihnen wirklich nicht sagen, wie es so gekommen ist; nein, — es ist unmöglich.“

Sinchen fühlte, daß es zu unhöflich wäre, einem Gaste zu bekennen, wie unwillkommen ihrer Mutter an diesem Tage der Besuch war; auf alte Liebe, welche nicht rostet, legte sie kein Gewicht, weil sie mit der Jugend-Geschichte ihrer Eltern nicht genügend vertraut war.

Professor Stetter aber drückte Sinchen freundschaftlich die Hand und versicherte: „Wir können Sie's schon sagen, Fräulein Sinchen, ich bin ein guter Freund und

jag's Niemand wieder; und ich habe auch etwas auf dem Herzen, das ich nur Ihnen, — Ihnen ganz allein sagen kann.“

Da nun Sinchen darauf brannte, zu erfahren, was der Professor nur ihr, — ihr ganz allein sagen konnte, entschloß sie sich zur Beichte, und die Schuld drückte nicht länger den Professor allein; sie wurde von allen Gästen und der großen Wäsche gemeinschaftlich getragen.

„Ach,“ klagte Sinchen, „in unserer alten, winzigen Stadtwohnung haben wir immer in Frieden gelebt, und Papa nahm stets Rücksicht auf Mama, wie auch Mama auf Papa. Aber seit Mama wegen der vielen Gäste gar nicht mehr zur Ruhe kommt, hat sie auch ihre gute Laune verloren. Was aber Mama am meisten kränkt, ist, daß Papa, ohne ihr davon etwas zu sagen, Tante Therese eingeladen hat. Ach, ich fürchte mich sehr! Heute Abend wird's gewiß noch was geben. Papa ist sehr böse auf Mama; ich sehe es ihm an; er wartet nur, bis Alle fort sind. Ach,“ und hier fing Sinchen wieder zu weinen an, „ach, wir waren immer so glücklich; aber nun ist's mit dem Glücke vorbei, und wenn's so weiter geht, wie heute, da nimmt es noch ein sehr trauriges Ende.“

„Und Sie glauben wirklich, der Unfrieden käme allein daher; daß Ihr Vater zu viel Gäste einladet?“

Sinchen fühlte, daß sie ihre Mutter entschuldigen mußte. „Sie dürfen nicht glauben, Mama wäre nicht gastfrei; bitte, glauben Sie das nicht, Herr Professor. An Sonntagen ist's Mama nicht einmal angenehm, wenn wir allein bleiben.“

„Und heute ist allerdings erst Montag,“ bemerkte der Professor mit bedenklichem Kopfschütteln.

„Es ist nichts schrecklicher als Unfriede,“ versicherte Sinchen mit sehr weiser Miene.

„Da bin ich ganz Ihrer Meinung,“ rief der Professor eifrig. „Wir wollen uns niemals zanken.“

„Wir uns zanken? Ja, wie kämen wir denn zum Zanken, Herr Professor?“

„Nun, ich meine nur so. Zum Beispiel wenn Sie verheirathet wären, Fräulein Sinchen, und wenn ich verheirathet wäre, — wenn wir uns, mit einem Worte, in der gleichen Situation wie Ihre Eltern befänden, so würde ich meiner Frau an einem Waschtage keine Gäste einladen, — gar heimlich einladen! — und Sie, Fräulein Sinchen, würden Ihrem Ehemanne, sollte es ihm doch passirt sein, an einem Waschtage heimlich Gäste einladen zu haben, keine Scene machen!“

„O, niemals!“ rief Sinchen mit Ueberzeugung. „Aber,“ setzte sie traurig hinzu „Sie werden sehen, oder vielmehr Sie werden's zwar nicht sehen, aber ich werde es erleben, heute giebt's noch einen Sturm!“

Und hier brach Sinchen auf einmal in ein so herzhaftes Schluchzen aus, daß der Professor genöthigt war, sie zu trösten. „Liebes Sinchen,“ bat er und wagte den Arm um ihre schlanke Taille zu legen, „bitte, weinen Sie nicht schon wieder. Ich hoffe, Sie werden sich mit der Zeit das Weinen abgewöhnen. — Gehen Sie heute Abend dem Sturme aus dem Wege; zum Schlimmsten aber lassen wir's nicht kommen. — Lassen wir's nicht kommen,“ wiederholte der Professor noch einmal zuversichtlich.

(Fortsetzung folgt.)

Nachdruck verboten.



Ein Familienbild von Frida Schanz.

Illustrirt von A. Mandlik.

Obgleich es schien, als habe die Natur, spielend mit ihrer Kraft und im eigenen Entzücken über einen ihrer köstlichsten Entwürfe, das holde Schöpfungsmerk doppelt hervorgebracht, so hatte die Sache doch ihre Bedenlichkeiten.

Professor Wilken, der glückliche Vater der schönen Zwillinge, behauptete nämlich:

„Wenn die Lehrer und Mitschülerinnen, sowie die Dienboten des Hauses mindestens zwanzig Mal am Tage, ja wenn er selbst und die Mutter der Kinder des öfteren Lise mit Köse und Köse mit Lise verwechselten, so sei dies ganz gleichgültig. Denn in der That sei wahrscheinlich Köse weder wirklich Köse, noch Lise wirklich Lise, — und wenn auch, so nenne er dies einen bedeutungslosen Zufall. Selbstverständlich wären die Kinder während ihrer jüngsten Jahre unzählige Male beim Baden und im Schlafe verwechselt worden, da man sie damals ebenso wenig wie zwei gleiche Hahnenhähne habe aus einander halten und unterscheiden können.“

Die junge Mutter aber setzte im Gegensatz zu dieser väterlichen Trivialität einen weit höheren und edleren Stolz, als den, diese beiden seltenen und köstlichen Geschöpfe ihr eigen zu nennen, darein, vom ersten Lebensstage der Kinder an stets unzweifelhaft im Klaren darüber gewesen zu sein, ob sie es mit Kösen oder mit Lisen zu thun habe.

Denn glücklicher Weise hielt sie, wie sie Jedem gern erzählte, als sie eine Stunde nach der Geburt das Wunder mit müden Blicken zum ersten Male sah, in ihren zitternden, schneeigen Händen ein blau und ein rosig bebändertes Häubchen, um für die etwaige Geburt eines Erben oder auch für die „nur eines Mädchens“ jedenfalls gewaffnet zu sein.

Mit überirdischer Geistesgegenwart die Lage der Dinge und alle verwirrenden Möglichkeiten der Zukunft erfassend, streifte sie schnell über jedes der zarten Köpfchen eines der bunt geschmückten Spizen-Netzchen, und im Auf und Nieder ihrer verrinnenden Gedanken hielt sie das Eine krampfhaft und unverlierbar fest:

„Die Blaue soll Lise und die Rothe soll Köse sein!“

Mit strenger Sorgfalt wachte sie dann über die Unantastbarkeit dieser farbigen Abzeichen.

Das rosenfarbene Häubchen durfte nie mit dem blauen zugleich gewechselt oder abgenommen werden. Schwelgte das zu dem blauen Bande gehörige Köpfchen, seines Wahrzeichens ledig, im Genuße des Morgenbades, so hatte das andere im Schmucke des hellrothen Kuges unweigerlich sein Bettchen zu hüten, und wenn die Reihe des Erfrischens dann an jenes kam, so prangte das erstere ein für alle Mal schon wieder im säuberlichen Schmucke seiner Berggipfelmüch-Schleifen.

Diese Methode wurde getreulich fortgeführt, bis der aufkeimende Verstand in den Zwillingstirichen eine bessere Unterscheidung zuließ.

Statt des üblichen „A-ba-A-ba“, des ersten lallenden Kinderlautes, den die Herren der Schöpfung, in „Papa“ umgekehrt, als verdiente Huldigung mit schmunzelndem Triumph hinzunehmen pflegen, brachte mütterliche Unermüdlichkeit dem blauen Kinde, so bald nur das erwachende Seelchen aus den strahlenden Augen sprach, den alle Zweifel bannennden Klang seines Namens „Lise“ und dem rothen den des seinen „Köse“ bei.

Welch ein Jubel, als das „Is-is“ und „Ös-ös“ zum ersten Male deutlich erscholl!

Es war ein wahres Aufathmen, ein lachender Erlösungsschrei!

„Gottlob, Gottlob! Nun schadet es doch nichts, wenn wir auch einmal die Häuben verwechseln!“

Bald hielt das Bewußtsein des eigenen kleinen Ich stark und stärker das Richtige fest.

„Köse Bau-Bau will!“ schmetterte das Zweijährige und wand dem Schwesterchen, welches durch ein gleich geländes: „Lise Bau-Bau will!“ sein Recht behauptete, den gemeinsam geliebten Gummihund aus den kleinen Händen.

„Lise brav sein!“ klang es von dem einen hohen Stühlchen, wenn des Vaters strenge Augen einmal bei Tische, über kloppende Teller und schreiende Mäulchen hinweg, ihre zur Ordnung rufende Macht ausübten. Und „Köse brav sein!“ echote heil und süßern das Zwillingstimmchen, und jedes der an des Vaters Antlitz hangenden, ängstlich schelmischen Augenpaare ward dann zum Spiegel einer befonderen, eigenen kleinen Seele, eines vom anderen deutlich unterschiedenen, winzigen, lebendigen Seins.

Und doch schien, je mehr die Kinder heranwuchsen, sich entfalteten, klug und lebhaft, trotzig, lieblich und gut wurden, in diesen zwei kloppenden Herzen ein Geist, in diesen zwei Seelen ein Wille, in diesen zwei geheimnißvollen Blüthenkelchen ein Duft zu wohnen.

Immer vereint, bei Spiel und Arbeit ungetrennt, selbst im Schlummer Wange an Wange und im Traume Hand in Hand lebten sie dahin, blühten sie auf, wurden sie groß und schön.

Ueber kleinen Ausbrüchen von Eigenwillen, kleinen Wildheiten, kleinen Zänkereien thaten sich die Schwesterseelen immer fester und bewußter zu einer unzerstörbaren Kameradschaft zusammen.

Nicht nur ihr Äußeres, ihre beweglichen schlanken Körper, die schönen zarten und doch so frischrothen Gesichter, das prächtige Blondhaar stimmte so einzig, so wunderbar überein; auch ihre Fähigkeiten und Auffassungskräfte waren die gleichen; sie beide hatten schon als Kinder etwas Energetisches, Kräftiges, Gelassenes, und in Anbetracht dieser so weit gehenden Ähnlichkeit mochte der Professor mit seinem spöttischen Troste wohl recht haben, es kam wirklich nicht so viel darauf an, ob die Lehrer, die Mitschülerinnen und die Dienboten des Hauses zwanzig Mal am Tage Köse mit Lisen und Lise mit Kösen verwechselten.

Auch den Mädchen selbst, den eng verwachsenen Blüthen verschlug dies nichts.

Aber Einer that es weh!

Die Professorin wollte nicht umsonst wie eine Heldin mit rothen und blauen Bannern für die unverwundbare Befestigung der beiden lieben Geschöpfe gekämpft haben.

So oft die Mädchen, aus der Schule heimkehrend, je nach den Verhältnissen mit Lachen oder Seufzen, von einem neuen Verwechselungs-Falle berichteten, empörte sich ihr tapferes und gerechtes Herz.

„Köse Wilken, was hast Du da wieder für Unsinn ausge-rednet!“ hatte der Lehrer heute bei der Vertheilung der Hefte gesagt und Lisen dabei mit dem harten Fingerring das unschuldige Köpfchen geklopft.

Gestern hatte Lise inmitten des Ernstes einer Bibelstunde ihrer Nachbarin ein eiliges Geheimniß anvertraut, und Köse hatte dafür als „unverbesserliche Schwägerin“ sich im Klassenbuche wiederfinden müssen!

„Mütterchen, Herr Doctor Karsten hat gesagt, es ginge so nicht länger,“ berichteten die Zwillinge-Mäulchen eines Tages. „Du solltest so gut sein, uns wenigstens nie gleich zu kleiden, am liebsten die eine roth und die andere blau!“

„Noch einmal damit anfangen?“ rief die Professorin verzweifelt. Aber da jedes der Mädchen unter ihrem wohl affor-

tirten, auf's Haar gleich zugetheilten Garderoben-Reichthum ein rothes und ein blaues Schärpenband besaß, so ward am nächsten Tage verjuchswiese über Röfens helles Kleid die purpurne und über das Lila die himmelblauene Erkennungs-Zahne geknüpft.

„Und doch! denke nur, Mütterchen, heute war es erst komisch!“ kicherten sie an jenem Mittage. „Herr Doctor Karsten tritt sich in der Stundenpause mit Miß Standon, ob die Blaue Lise oder Röse, und ob die Rothe Röse oder Lise sei. Ich glaube, liebes Mütterchen, die bunten Schärpen helfen auch nichts. Wir müssen uns durch etwas Anderes erkennbar machen, sagt Herr Doctor Karsten.“

Der Professorin stieg eine aufrührerische Blutwelle in ihr liches Gesicht.

„Das soll nun etwas heißen! Wer nicht blind und stumpf ist, hat Euch noch immer aus einander gekannt,“ sagte sie piquirt. „Sagt nur Euerem Herrn Doctor Karsten.“

Aber die Botschaft an den begriffstüchtigen Klassenlehrer schien ihr im rechten Augenblicke doch zu respectswürdig für die reinen Ohren der unschuldigen Gefandten, und um den Strom ihrer Empörung in das Bett eines anderen Gegenstandes zu lenken, fuhr sie fort:

„Willst du gleich, Lise! Geschwind herunter von dem Blumentritte! Ich will Dich lehren, Dich so an meinen Thron zu lehnen, unachtames, unartiges Kind! Ob wohl jemals im Leben Röse auf solche Unarten kommt!“

„Ach, Röse kam noch auf ganz andere Unarten!“

Sie slog eben vom Blumentritte herunter der zürnenden Mutter hell auflachend in die Arme.

„Herzmütterchen, ich bin's! Ich bin's ja! Ich, die Röse! Liebes, goldenes Mütterchen, jetzt hast Du uns auch einmal verwechselt!“

Als die Professorin am selben Nachmittage, den Nachhall dieser Stunde in der bekümmerten Seele, auf die im Grün des Gartens auftauchenden und im schnellen Laufe wieder verschwindenden, weiß und goldig heraufschimmernden Mädchen-gestalten hernieder sah, kam ihr ein sie bligähnlich erleuchtender Gedanke.

„Röse! Lise!“ rief sie hinab.

Als die Beiden, gleich rosig angestrahlt, gleich erwartungsvoll, mit fliegendem Athem, die bunt behängten Basthütchen am Arme, ein paar Minuten später vor ihr standen, sagte sie mit aller Strenge, der ihr gutherzige Gesicht und ihre weiche Stimme fähig waren: „Ich habe den Trüdel satt! Der dummen Aehnlichkeit soll nun ein für alle Mal ein Ende gemacht werden! Es ist ohnehin eine Heidenarbeit, jeden Morgen Euer beiden langen Zöpfe zu flechten. Wenn eine mit dem Zopfe herumgeht, ist es genug. Papa meinte noch gestern, es sei gut für Euer Haar, es noch einmal kurz verschneiden zu lassen. Also, — ein Wort statt vieler: Eine behält ihren Zopf, und die Andere läßt ihn sich abschneiden. Nun loß, wer diese und wer jene sein soll!“

Um die Wirkung dieses Dictums nicht von den geliebten Gesichtern ablesen zu müssen, sah die Professorin mit gut gespielter Aufmerksamkeit, einen gar nicht existirenden Vorgang verfolgend, in den Garten hinab.

Aber ein nach kurzem Schweigen in der Zeit desselben Augenaufschlages losbrechendes Jammern rief ihre Blicke in's Zimmer zurück.

Zwei weiche Händchen begannen im selben Augenblicke ihr schmeichelnd die Wangen zu streichen.

„Liebe Herzensmutter! Ach, laß uns doch die Zöpfe! Wir wollen uns gern selbst kämmen, und eine kann ja der Andern das Haar flechten! Was schadet es denn groß, wenn wir einander so ähnlich find!“

Ihr selbst wurde das Herz weich.

Aber sie wußte, die Mädchen waren nie so leutsam, so verständig und zugänglich, wie in solchen gerührten Augenblicken, und eine so mächtig in ihr zur Ueberzeugung gewordene Idee fallen zu lassen, war die Sache der Professorin nicht.

So griff sie zu der von ihr mit Vorliebe angewandten Erziehungs-Methode der eindringlichen Vorstellungen in Verbindung mit dem zu diesem Recept gehörigen Appell an die Einsicht und Berständigkeit der Zwillings-Köpfchen.

Dabei schnitt sie wie spielend aus dem gestrigen Theaterzettel mit dem silbernen Stickscherchen einen langen schmalen und einen kurzen Streifen zurecht.

„Nun zieht nur gleich. Ich wünsche es, und ihr seht ein, daß ich Recht habe,“ sagte sie und hielt die beiden, zu gleich großen Knäuelchen zusammengedrückten Schicksals-lose den Mädchen hin.

„Ach Röse, Röse! Du! Gerade Du! Arme Röse!“

Ein neuer Schmerzensegeruß brach los, diesmal nur einstimmig, denn Röse, die den langen Unglücksstreifen gezogen hatte, war vorher nur aus Angst um den Schweitzerzopf so heftig aus ihrer Gelassenheit emporgerichtet und sah dem eigenen Schicksale nun mit der alten schönen Ruhe und Sicherheit in's Auge.

„Komme nur, Lise, wir gehen gleich zum Friseur, ich bin froh, wenn ich das Ding los werde!“

„Nein, nein! — Nicht wahr, Mütterchen, das wirst Du nicht dulden? Nicht gleich! Nicht heute! Man muß sich doch erst daran gewöhnen!“

„Unfinn!“ sagte die Professorin. „Bei so etwas immer: je eher, je besser! Aber bis Abend wartet nur! Ich muß gegen sieben Uhr zum Schneider und gehe dann mit Euch!“

Zum letzten Male sah sie nach dieser Scene von ihrem Fensterhock aus die beiden goldblonden Flechten aus dem Garten grün heraufschimmern.

Die Schwestern gingen jetzt Hand in Hand, ruhig, wie es schien schweigend, die Wege entlang.

Darauf sah sie den einen Zopf noch einmal von der großen Schaukel heraufleuchten. Die Besitzerin des anderen schien sich über die Schularbeiten gemacht zu haben, denn es wurden erst auf der Treppe, dann nebenan im Kinderzimmer ein paar Minuten lang Tritte laut.

Dann, ein Viertelstündchen später, unterbrach ein zweites leises Trappen und Gantiren die wieder eingetretene Stille.

Hierauf bereitete der Sommer-Nachmittag lautlos die sonigen Schwingen über Garten und Haus.

Der traumhaft süße Hauch der Lilien und Nelken zog von den Betten empor leise wehend in die Wohnung der Glücklichen, — und in der tiefen Stille und in dem Blumendufte entfielen die klappernden Nadeln den fleißigen Händen, und die kleinen eingebildeten Sorgen dem Herzen der Professorin.

Sie legte den Kopf mit den schweren, dunkelbraunen Zöpfen mit lässigem Behagen zurück, athmete ein paar Mal auf und schritt dann im Traume leicht, wie beflügelt, durch die lachende Ferne verflössener froher Zeit.

Da Klang nach kurzem durch die Seligkeiten ihrer eigenen Mädchenzeit ein deutlicher, hastiger Tritt, ein helles Lachen slog neben ihr auf, und etwas Feuchtes, Heißes, Weiches schmeigte sich an ihre Wange.

„Hilf, Karl!“ rief sie noch im Traume und griff mit beiden Händen durch die Luft.

In demselben Augenblicke schlug sie die Augen auf.

Da schaute es durch schimmernden Thau aus dunkelblauen Augen übermüthig zu ihr empor.

Ein glattes, fast bis an die zarte Haut kurz geschorenes Knabenköpfchen lag an ihrer Brust.

„Röse!“

„Nein, Mama, ich bin's, — Lise! Ich habe mir den unnützen Zopf gleich abschneiden lassen, daß sie den ihren behalten kann. — Nun bist Du froh, nicht wahr? Nun kann man uns doch endlich einmal unterscheiden!“

Die Professorin war noch stumm.

Sie hatte sich ein schönes, kurz gelocktes Titusköpfchen, eine weiche, volle Umrahmung für das schmale Gesicht gedacht, und nun, — dieser Anblick!

Aber aus Aerger, Schrecken und dem Unbehagen des jähen Erwachens kämpfte sich doch schnell die Rührung über dies edle kleine Gesicht empor.

„Na, schön bist Du nicht, wahrhaftig nicht! Aber Du hast es wohl sehr gut gemeint, Lischen! Ein anderes Mal fragst Du mich erst, ehe Du solche Ueberraschungen ausführt, nicht wahr? Und nun, Schatz, laufe schnell und hole einmal Rösen; ich will Euch doch neben einander sehen. Zu unterscheiden seid ihr wenigstens nun, Gott sei Dank!“

Das junge Herz ganz voll Uebermuth, voll Schelmerei und Innigkeit läuft Lise hinaus, um die Schwester zu suchen. Sie wirft einen schnellen Blick in's Vierzimmer, dann in das Zimmer der Mutter, wo der Flügel steht. „Röse! Röse! — Wahrscheinlich wird sie im Garten sein!“

„Röse! Röse!“ ruft sie noch einmal vom Fenster hinab.

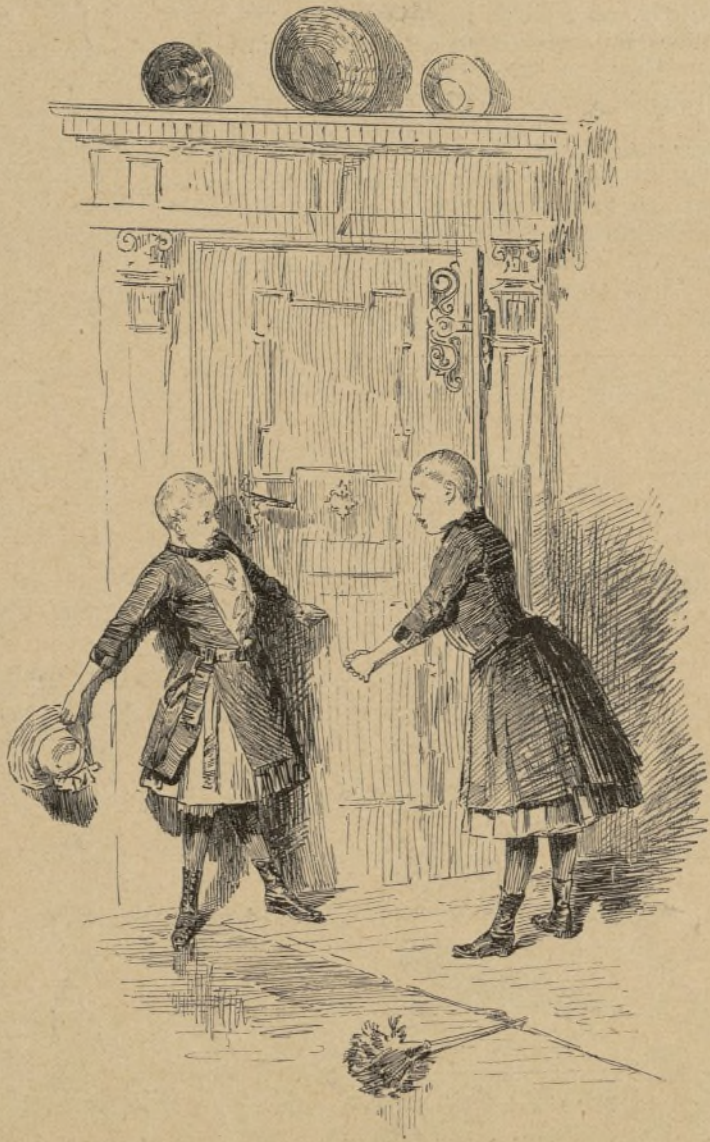
Aber der im Nachmittags-Schweigen erstarrte Garten giebt keine Antwort.

„Sie wird schon kommen. Ich warte einstweilen bei Dir, Mütterchen, wenn ich darf. Da klingelt es, — horch, ist sie das nicht?“

Im hastigen Laufe geht es nach der Thür; von draußen naht sich ein gleicher Ansturm.

Lise will die Thür aufreißen; da wird sie schon von draußen aufgeklippt, — und nun — — —

Welch ein Bild! Welch ein Durcheinander von Schreckenslauten!



„Lise!“
„Röse!“
„Röse!“
„Lise!“
„Du?“

„Was fällt Dir ein?“

„Du auch!“

„Dir zu Liebe!“

„Und ich, um Dir das Dabeisein zu ersparen!“

„So denn Du?“

„Bei Barley am Markte!“

„Ach, und ich bei Kunz in der Kirchgasse!“

„Herrgott, das ist eine schöne Geschichte. Nun sind wir ja wieder einander gleich!“

Der letzte Ausruf klang wie ein schöner, lang gedehnter Schluß-Accord des wechselnden Duos im vollkommensten Zusammenhang, im gleichen Taktstille, im gleichen entsehten Tone.

Und im gleichen Tempo, vom gleichen Gedanken erschüttert, wandten sich die beiden fahlen Blondhäupter beim letzten Worte nach dem Fensterplatz um, und der Ausdruck der vier schönen, stehenden Augen sprach mit rührender Uebereinstimmung:

„Armes, armes Mütterchen! Was wirst Du nun sagen?“

Sie hätte ja schelten müssen, aber sie that es nicht.

Ein Etwas in ihrem zuckenden Gesichte ließ beide Zwillinge mit einem zwischen Lachen und Weinen schwankenden Ausrufe auf sie losstürzen.

Die beiden entstellten Engelköpfe lagen lange an ihrer Brust, und während ihre Lippen pflichtschuldigst zürnten: „Ihr thörichten, voreiligen Kinder, was werdet Ihr mir noch anrichten,“ rief ihr jubelndes Herz:

„Gott erhalte sie mir so gleichmäßig schön, so brav, so hold! Und wenn sie sich bis zur Unkenntlichkeit gleichen an tapferer Güte, — Du, Gott im Himmel, wirst die lieben Seelen wohl auseinander kennen!“

Nachdruck verboten.

Die Königin der Blumen.

Eine Rosen-Blauderei von Theodor Wolff.

Wenn der Sommer seinen Einzug hält in das Land, dann ist seine Siegesbahn mit duftigen Rosen besetzt. In den Gärten prangen die herrlichen Blüthen, und wo zwei Liebende weilen, werden Rosen ausgetauscht, — eine Blumen-Sprache, die überall Verständniß findet. Denn die Rose ist das Symbol der Liebe, der keuschen, unentweiheten Liebe. Es giebt eine alte englische Ballade vom süßen Wilhelm und der schönen Anna, — eine rührende alte Geschichte. Und darin heißt es:

In der Kirche Maria's lag der Thau,
Die Maid im Marienchor,
Aus seinem Grab wuchs die Birke heran
Aus ihrem die Rose hervor.
Die neigten sich und verzweigten sich dicht,
Wären gern beisammen recht naß,
Und Jeglicher, der vorbeigeht, spricht:
Zwei Liebende ruhen alda.

Aus den Hügeln, unter denen reine Liebe ihr Grab gefunden, wachsen die duftigen Rosen. Sie sind das Zeichen der Reinheit, der keuschen Eitigkeit, und so finden wir sie in den kulturgeschichtlichen Schilderungen vergangener Jahrhunderte nicht selten wieder. Im Mittelalter war vielfach unehrbaren Mädchen das Tragen der Rose verboten, wogegen in einzelnen Dörfern Frankreichs die schöne Sitte herrschte und auch wohl heute noch herrscht, dem sitzhaftesten Mädchen als Belohnung eine Rose zuzuerkennen. Und soll die goldene Rose, die rosa aurea, welche der Papst fürstlichen Damen verleiht, nicht auch eine Belohnung strenger Tugend sein? Daß die erste der goldenen Rosen von Urban V. gerade der gattenunverderblichen Johanna von Sicilien verliehen ward, ist freilich ein unglücklicher Zufall.

Es giebt nichts Zarteres, als eine duftige Rosenblüthe, nichts Zarteres als eine junge Mädchenseele. Darum hat man denn auch die eine zum Symbol der anderen erwählt. Die knospende Mädchengestalt und ihr schönstes Empfinden, süß-schämig verschwiegene Liebe, vergleichen wir mit der Rose. Besonders in unseren alten Volksliedern spielt die schönste der Blumen in dieser Eigenschaft eine große Rolle, und nur das Klingeln am Finger kann's ihr als Liebes-Symbol hier gleichthum. Die Rose ist der duftende, vielstimmige Liebesgruß:

Ich werf' mit Rosenblättern
In Liebchen's Fenster ein,
Er schlafe oder wache,
Ich möchte bei Dir sein!

Als Pfand aufrichtiger Liebe wird oft von dem Ritter die Herbeibringung der drei Rosen verlangt, „die in der Zeit gewachsen sein, wohl zwischen Weihnachten und Ostern.“ Ein besonderes Zeichen von Liebe und Glück sind auch die „drei Rosen auf einem Zweige,“ und gar oft heißt's bei den alten Volksängern: „Ich wollt', ich fänd' im Garten drei Rosen auf einem Zweig.“ Liebende necken und belustigen einander, indem sie sich gegenseitig mit Rosen bewerfen. Aber das Hinwelken der Rose ist zugleich das Zeichen, daß die Liebe und Treue verrathen wurden oder daß der Liebste gestorben ist. So mahnt der Busch beim Scheiden die Liebste:

Wenn die zwei Röselein
Nicht mehr sind roth,
Werf sie in den Fluß hinein,
Denn, ich wär' todt.

Ein ähnlicher Gedanke liegt dem schönen Liede zu Grunde, welches anhebt:

Es wollt' die Jungfrau früh aufsteh'n,
Wollt' in des Vaters Garten geh'n —

Die Jungfrau findet im Garten statt der Rosen, die sie sucht, nur Rosmarin, und erkennt hieran, daß ihr Geliebter gestorben sei.

Die griechische Sagen- und die christliche Legenden-Bildung haben sich auch der Rose bemächtigt und den Ursprung der Blumenkönigin in den Schleier süß-geheimnißvoller Mythe gehüllt. Und beide Religionen haben die Entstehung der Rose mit dem Herrlichsten und Erhabensten in Zusammenhang gebracht, was sie besitzen. Als Aphrodite, die Schaumgeborene, dem Meere entstieg, — so erzählen die Griechen, — fielen von ihren Gliedern die glühenden Wassertropfen hernieder und wurden zu duftigen Blüthen; so entstanden die Rosen. Die christliche Legende aber berichtet über den Ursprung der Rose, und im Besonderen der Moosrose: Ein Blutstropfen Christi



1889, 7. Juli. — Illustrirte Frauen-Zeitung. — Seite 117.

Rosentage. Von L. Schröder. — Siehe Seite 118.

Ayuntamiento de Madrid

fiel hernieder in das Moos am Fuße des Kreuzes; dort erwuchs die Moosrose.

Aus diesen beiden Sagen ist ersichtlich, wie hoch die Hellenen und später die christlichen Völker allezeit die köstlichkeit der Blumen schätzten. Und zahllose fernere Beweise ließen sich hierfür aus den Liedern der Sänger aller Jahrhunderte und aus den Werken der Geschichtsschreiber beibringen. Allem, was schön und voll Liebreiz war, gaben die Griechen die Rose zur Begleiterin. Eine der Grazien trug sie im Gürtel, zu duftigen Kränzen gewunden erschien sie bei den Festen des Bacchus, geliebte Leichen und Urnen wurden mit ihr bekränzt. Und als die drei Göttinnen vor Paris um den Preis der Schönheit stritten, soll Aphrodite, die Siegerin, statt des Gürtels als einzigen Schmuck eine Rose getragen haben. Trägt die hellenische Rosenverehrung bei den Festen des Bacchus und der Aphrodite einen lebensfrohen, oft leichtfertigen Charakter, so sind die Lieber und Sagen, in welchen die Rose in unserem Heimathlande auftritt, meist in einem stillschwärmerischen, milden Tone gehalten, wie es ja unserer deutschen Art so entspricht. Wer kennt nicht die zarte Legende von der heiligen Elisabeth, deren mildthätige Spenden sich in dem Augenblicke, da der gestrenge Gemahl erschien, in Rosen verwandelten? Ganz ähnlich wie der heiligen Elisabeth soll's übrigens noch gar mancher edlen Frau ergangen sein. Schleiden nennt in seinem vortrefflichen Buche: „Die Rose, Geschichte und Symbolik in ethnographischer und kulturhistorischer Bedeutung, Leipzig 1873“ unter anderen noch die heilige Klafida von Burgos, die heilige Rosa von Viterbo und die heilige Elisabeth von Portugal. Derselbe Autor erzählt auch, ebenso wie Beckstein (Deutsches Sagenbuch), eine fromme Rosen-Legende aus dem siebzehnten Jahrhundert. In Birna hing eine Jungfrau einen Rosenkranz bei einem Kirchfeste an die Wand. Der Kranz verdorrte, blieb aber siebzig Jahre hängen. Nun erschien ein steinaltes Mütterchen und erlärte Gott an den vor siebzig Jahren heimlich ausgesprochenen Wunsch. Da fing der Kranz wieder an zu grünen, trieb neue Knospen, die zu Rosen erblühten, und die Alte schlief bei diesem Anblicke in Frieden zur ewigen Ruhe ein.

Keine andere Blume hat soviel Verehrer, soviel Liebhaber gefunden, wie die Rose. Die Tulpenliebhaberei in Holland war ein Sport, eine Modesache, die Rose aber hat ihre Herrschaft durch Jahrtausende gewahrt. Wenn jetzt die Rosenzeit beginnt, so greift Alles nach der herrlichen Blume, die Frauen stecken sie vor die Brust, die Männer in's Knopfloch, in allen Häusern, in allen Gärten verbreitet sie köstliche Wohlgerüche. Eine leidenschaftliche Verehrerin der Rose war Kaiserin Josephine, welche in ihrem Garten zu Malmaison dieser Leidenschaft Genüge that. Doch vielleicht in keinem anderen Lande ist der Rosen-Kultus ein so wichtiger Factor für Poesie und Leben geworden, wie in Persien. „Das Land von Schiras, — sagt Hafis, — wird nie aufhören, Rosen zu tragen, und nie wird die Nachtigall von ihm weichen.“ Wem geht's nicht, — auch ohne diesen Spruch des alten Sängers, — bei den Namen Schiras und Hafis durch die Seele wie Rosenluft und Nachtigallenschlag? Die Nachtigall wirbt um die herrliche Blumentönigin, und das ist ein schmelzendes Lied und Witten, ein Schmolten und Rosen, ein ewiger, liebedurchluster Sommerabend.

Einen häßlichen Charakter nahm die Rosenliebhaberei unter den Kaisern im alten Rom an. Hier, wo jede Empfindung, jede Freude in raffinierte Uebertreibung ansartete, ward auch die Rosenverehrung zu einem Zerrbilde. Nero vermochte es, bei einem einzigen Gelage für 200,000 Thaler Rosen zu vergeuden. Aber weit schlimmer noch trieb es Heliogabal, welcher die ihm lästig gewordenen Großen seines Reiches eines Tages durch Rosenblätter erstickend ließ: während eines Gastmahles öffnete sich die Decke und ein duftiger Regen von Rosenblättern fiel auf die entzückten Gäste hernieder; und dieser anfangs so freudig begrüßte Regen dauerte fort, bis die Gäste des gastfreien Kaisers sammt und sonders in ihm erstickt waren.

Sollte man es glauben, daß es auch solche Ränke gegeben hat, in deren Augen die lieblichste der Blumen ein Greuel war? In der That, es wird von Diefem und Jenem berichtet, daß der Anblick der Rose Ekel und Abscheu in ihm erregt habe. Besonders die geistlichen Herren im Mittelalter stellten ein stattliches Contingent zur Schar der Rosenverächter, und Einer von ihnen, der Cardinal Heinrich von Cordova, fiel sogar in Ohnmacht, wenn er nur den Duft der Rose verspürte. Gott sei Dank, solch' nervenschwache Gemüther waren allezeit auf unserer schönen Erde sehr in der Minderheit, wir aber mahnen mit Hafis: „Frommer, fromm! und pflüde Rosen, häng' die Rutte an die Dornen!“ oder singen mit Hölty ein frisch-freudiges „Rosen auf den Weg gestreut!“ Denn wir wissen es:

Unsern schlummernden Gebein,
Von dem Tod undüffert,
Duftet nicht der Rosenhain,
Der am Grabe flüßert;
Tönet nicht der Wellenklang
Angestoh'ner Bacher,
Noch der frische Rumbegang
Weinbelaubter Zecher!

Und so lange es liebende Seelen geben wird, so lange werden sie sich mit Rosen schmücken, und so lange die Sänger noch das Gute und Schöne preisen werden, so lange werden sie der Blumentönigin Pracht und Duft im Liebe besingen. Denn das Land von Schiras ist nicht das einzige, welches nicht aufhören wird, Rosen zu tragen.



Nachdruck verboten.

Rosentage. Von L. Schröder. Siehe das Bild, Seite 117. — Die Rosentage, das sind unzweifelhaft die schönsten des Jahres. Der vielbesungene Frühling mit seinen ersten Veilchen, der in Wirklichkeit in unserem Klima doch nur vereinzelte schöne Tage bietet, ist nur ein Vorgeschmack jener herrlichen Zeit, wenn die Rosen in voller Blüthe stehen, wenn die Sonne uns zwingt, den Schatten zu suchen, und berauschende Düste rings die Luft erfüllen. Und ähnlich, wie der Frühling von den Dichtern überschätzt wird, so geht es auch der ersten, der jungen Liebe. Wie viel schöne Verse sind auf das Gehen und Bangen in schwebender Pein gemacht worden, als ob es gar nichts Hübscheres geben könne, wie den geliebten Gegenstand anzuschauen, wenn man über die Zukunft noch nicht ganz genau im Klaren ist. In Wirklichkeit ist es viel hübscher, wenn das Gehen und Bangen ein

Ende hat, und man die Geliebte sein eigen nennt, — die Tage der glücklichen Ehe, das sind die wahren Rosentage des kurzen Menschenlebens. Mit feiner Symbolik hat unser Künstler das glückliche Ehepaar mit dem Stammhalter mitten hinein in all' die Rosenpracht gemalt. Nicht nur im Garten ist Rosenzeit, sondern auch in Weider Herzen und in ihrem Hause; und darin wird sie fort-dauern, auch wenn die Rosen im Garten längst verblüht sind und ihr Duft vom Winde davongetragen ist.



Nachdruck verboten.

Ueber die modernen Nachbildungen alter Kunstgegenstände. — „Die ganze Welt will nur mehr bibelot,“ so äußerte sich jüngst ein französischer Kunst-Schriftsteller und besagte das traurige Los der modernen kunstgewerblichen Meister, welche ihre Arbeiten nicht an den Mann bringen können, denn Jeder, der etwas Geld besitzt, will alterthümlich sich einrichten und natürlich mit echten alten Gegenständen prunkten. Ein anderer Franzose, der das gleiche Thema behandelt, hält den Künstlern eine ernste Strafrede darüber, daß sie zuerst angefangen, ihre Meister wie Trödlernbuden auszustatten und den Geschmack des Publicums zu verderben. Etwas Wahres ist an beiden Behauptungen. Die Vorliebe für alterthümliche Einrichtungen hat einen vielfach krankhaften Zug angenommen und eine Reihe von Industrien groß gezogen, die mit der Ehrlichkeit nicht immer auf vertrautem Fuße stehen.

Man fertigt heutzutage Nachbildungen alter Gegenstände des Kunstgewerbes aus einem dreifachen Grunde: Erstens um die Liebhaber und mehr oder weniger unverständige Sammler und sogenannten Kunstfreunde zu befriedigen, resp. zu täuschen, zweitens zur decorativen Ausstattung von Wohn- und Luxus-Räumen, drittens endlich zur Ergänzung alterthümlicher Zimmer-Einrichtungen, und weil die Originale einen von den Leistungen der Gegenwart nicht übertroffenen künstlerischen Werth besitzen.

Diese drei Abtheilungen von Nachbildungen sollen im Folgenden etwas näher gewürdigt werden.

Was die erste Klasse betrifft, so kann dieselbe wiederum in drei Abtheilungen zerlegt werden: Man fertigt aus einem alten Gegenstande durch Zertheilen desselben mehrere oder andere Objecte, — man benutzt wirklich alte Gegenstände, und giebt ihnen durch moderne Zuthaten einen höheren Werth, — man fertigt endlich mit und ohne alte Formen völlig Neues. Allen diesen drei Abtheilungen ist die beabsichtigte Täuschung des Käufers eigen, der in dem Glauben, ein echtes, altes Stück zu erwerben, immer nur einzelne alte Theile, oder auch diese nicht einmal, erwirbt.

Eine alte Truhe, die in den Besitz eines verständigen Schreibers kommt, wird zertheilt, der Deckel und die beiden Seitentheile bleiben, die Vorderseite wird neu angefertigt; die alte Vorderseite wird aber wieder mit neuem Deckel und zwei neuen Seitentheilen versehen, — und aus der einen alten Truhe sind durch Geschick und Wissenschaft zwei geworden. So macht man es mit Schränken, Tischen, Bänken, Kästchen u. s. w. Ein alter Schrank muß sich dabei gefallen lassen, in ein Büffet umgewandelt zu werden, einige alte Stücke einer Vertikale werden zu Schränken verwendet; kurz der Metamorphosen sind ungemein viele.

Die alten Porzellan-Fabriken haben viel unbemaltes Geschirr in den Handel gebracht. Derartige Stücke werden gesammelt und, da sie die oft-kundige Marke der Fabrik tragen, leicht an den Mann gebracht. Um ihren Werth zu erhöhen, werden sie aber vorher noch nach alten Mustern bemalt, und aus einem Ausschußstück der alten Fabrik ist ein begehrenswerthes Kunstwerk geworden. — Eine Schüssel, ein Krug, oder sonst ein altes Porzellanstück, ist zerbrochen worden, einzelne Theile sind verloren gegangen: man schickt diese Gegenstände in eine Fabrik, dort werden die fehlenden Theile mit wissenschaftlicher Berechnung des Schwindungs-Coefficienten und mit künstlerischem Anpassungsinn neu gefertigt, gebrannt und dann behutsam und sorgfältig angefügt. Auf diese Weise werden Schüsseln, Kannen, Krüge, Figuren, Gruppen und dergl. wieder ganz, — leider gefittet.

Ein Kunstfreund kommt in abgelegene Gegenden, hoffend, dort noch seltene, alte Stücke zu finden. Unter gütiger Beihilfe eines ortskundigen Fachmannes entdeckt er in einem abgelegenen Bauernhause eine alte Truhe, von deren Werth die Besitzer zwar kein Kenntniß zu haben scheinen, aber deren Veräußerung ihnen auch durchaus nicht im Sinne liegt. Nach langem Reden und Bieten wird der Kauf abgeschlossen: die vollständig neue Truhe geht in den Besitz des Sammlers über und wird durch den ortskundigen Fachmann alsbald durch eine andere zu gleichem Zwecke ersetzt. — Anfangs der vierziger Jahre kam ein bairischer Goldschmied nach Wien, wofür er sich für sich und zu seiner eigenen Uebung einen Kupferstich auf Silberblech überzeichnete und darnach die Blechplatte trieb. Er konnte sie nicht verkaufen, aber ein Freund rief ihn, sie „akt“ zu machen und einem Antiquar anzubieten. Die Platte wurde als alt gekauft, wohl auch verkauft, und dem ersten folgten noch mehrere solcher Kunstwerke. — Silberbecher werden oft so täuschend nachgemacht, daß selbst das beste Kennerauge sich täuschen läßt. Auf einem solchen Stück schien Alles echt, nur die eingeschlagenen Marken gaben keinen Sinn. Der Goldschmied war in diesem Zweige der Wissenschaft noch nicht bewandert. Warum verlegt sich aber ein solcher Meister nicht darauf, seine Kunstfertigkeit auf die Herstellung neuer Arbeiten anzuwenden? Einfach deshalb, weil die neuen Gegenstände nicht gekauft werden, die Kunstfreunde wollen alte Gegenstände und werden dementsprechend bedient. Wer soll den Fabrikanten es verargen, wenn sie Schwächen nachgeben, die eine ungesunde Mode ausgebildet hat? Ein wahrer Kunstfreund hat auch für das Schöne der Gegenwart ein Auge, und nur dadurch, daß derartige Kunstfreunde in alten Zeiten häufiger waren, ist die Kunst früher groß geworden. Da eben die richtige Beurtheilung wahrhaft schöner, moderner Kunstleistungen ein größeres künstlerisches Verständnis erfordert, als das einfache Sammeln alter Kunstwerke, da außerdem gerade solche Sammlungen alter Gegenstände reichen Gewinn verschaffen, wenn sie früher oder später verkauft werden, so ist es kein Wunder, daß es der Sammler so viele giebt, und die wahren Beförderer der Kunst und des Kunstgewerbes so selten sind. Etwas ganz Anderes ist es mit jenen Nachbildungen alter

Kunstwerke, die als Nachbildung im Vornherein sich geltend machen und bloß zur Decoration verwendet werden. Alte Schilde, Partisanen und Hellebarden in Eisenguß oder in Papier-Mache, Nachbildungen alter, getriebener Messingplatten durch mechanische und deshalb billige Reproduction, vor Allem aber galvanoplastische Reproduktionen, geben einen, wenn auch nicht werthvollen, doch immerhin anständigen Zimmerschmuck, und sie dienen dazu, das Auge an schöne Formen zu gewöhnen, es zu schulen und künstlerisch zu bilden. Hierher gehören auch die Nachbildungen alter Thonwaren, z. B. der kreuzförmigen Krüge, mittelst alter Original-Formen. Es steckt in den Originalen eine so lebensfrohe, urwüchsige Naivetät, so viel verständiger Handwerksinn, daß selbst die Nachbildungen noch daran Theil nehmen und das Auge eines Kunstfreundes erfreuen können. Freilich ist der Einfluß, den diese Art Nachbildungen auf unser Kunstgewerbe ausüben, nicht besonders groß: es sind der Natur der Sache nach nur wenige Geschäfte, die sich in diesen Kunstzweig theilen, und die Zahl der Käufer ist eine beschränkte.

Die größte Förderung hat unser Kunstgewerbe unstreitig von jenen verständigen Kunstfreunden gewonnen, welche die alterthümlichen Sachen nicht um ihrer selbst willen, nicht ihres Alters wegen, sondern mit Bezug auf ihre Formvollendung und malerische Wirkung, und mit Beziehung auf die Anforderungen der Gegenwart schätzen gelernt haben. Die alte Einrichtung eines Hauses hat Schaden gelitten, an der Decke und der Verästelung haben Zeit und Unverstand ihre Spuren zurückgelassen; der glückliche gegenwärtige Besitzer will diese Schäden repariren, er will aber seine Räume auch den Forderungen der Gegenwart entsprechend haben, er will nicht auf jene Bequemlichkeiten verzichten, die in geschichtlicher Entwicklung der Wohnungs-Ausstattung unentbehrlich geworden sind. Da fehlen die Stühle, dort ist ein Schrank notwendig, das Sopha muß sich dem Räume anpassen u. s. w. Das ist ein Fall, wo der Fachmann seine Kunst zeigen, wo er beweisen kann, daß seine Leistungen denen der Vergangenheit ebenbürtig gegenüberstehen, und daß er es versteht, die neuen Gegenstände in Harmonie mit den alten und mit dem Räume zu gestalten. Die alten Techniken werden von ihm ganz anders studirt und gepflegt, als von dem, der bloß für Sammler arbeitet: er belebt die Gegenstände seiner Kunst mit eigenem Geiste und freut sich des gelungenen Resultates, als künstlerischer Schöpfer, nicht als fälschender Künstler. Nehmlich verhält es sich auch dann, wenn alte Originale die Muster und Vorbilder für Neuschöpfungen abgeben. Es giebt ja deren genug, die auch heute noch nicht übertroffen sind. In der Nachbildung solcher alten Kunstwerke ist der künstlerische Fachmann nur noch sein eigener Herr. Er wird die Unge-nauigkeiten des Originals vermeiden, dieses ist bloß ein corrigirbares Vorbild, das anregend und befruchtend auf ihn wirkt, ohne ihn zum geistlosen, wenn auch noch so geschickten Copisten zu machen. Aus diesen Bestrebungen hat sich unsere moderne Kunst-Industrie nachhaltige Kräfte gewonnen: sie sind die Grundlage, auf der sich unser gewerblicher Fortschritt in Kunst und Technik aufgebaut hat, und die Lufttrage haben im wahrsten Sinne des Wortes als Kunstfreunde gehandelt.

Mit dem Worte „Kunstfreund“ wird heutzutage überhaupt großer Unfug getrieben, und vielfach ist dasselbe weiter nichts, als eine Maske, hinter der sich das profanste Geschäft versteckt. Kunstfreunde waren die alten Medicäer in Florenz, welche ihre großartigen Sammlungen anlegten, den zeitgenössischen Künstlern zur Anregung zur Verfertigung stellten, aber diese auch nach allen Richtungen ihrer Thätigkeit unterstützten. Kunstfreunde waren die alten Patrizier in unseren deutschen Städten, welche Communen und ihre Privathäuser mit jenen Kunstwerken schmückten, die heute als „alte Kunstwerke“ der Ziel- und Augenpunkt der Sammler resp. Händler geworden sind, die aber damals in Ehren standen, als Glanzstücke der Kunst ihrer Zeit.

Was wir heutzutage brauchen, sind nicht die Sammlungen der Kunstfreunde in ihrem ruhelosen Bestande: diese werden durch unsere Museen mehr, als nothwendig, ersetzt: wir brauchen ein verständnißvolles, kaufendes Publicum, welches im Stande ist den Werth der modernen Kunstleistungen zu würdigen, welches sich von der einfältigen Meinung frei macht, daß das Alte schön und begehrenswerth sei, schon deshalb, weil es alt ist! wir brauchen ein Publicum, welches das Schöne um seiner selbst willen sucht, und sich daran erfreuen kann, das aber auch einsieht, daß man solche Kunstwerke nicht in 50-Pennig-Bazaren kauft.

Wenn Jeder sein Geld nur in Münzsammlungen anlegen wollte, so müßte schließlich unser Handel eingehen: wenn Jeder nur das Alte sucht, wenn es sich darum handelt, seinen Kunstsinne zu betheiligen, so muß die Kunst ersterben. Auch unsere Zeit wird einst die alte werden. Wenn das Menschen-geschlecht mehr ist, als eine moleculare Vereinigung von Individuen, wer an die geschichtliche Fortentwicklung desselben glaubt und sich voll und ganz als Theil dieser Entwicklung betrachtet, der wird aus allgemein menschlichen Gründen auch dafür sein, daß die kommende Zeit einste, wenn sie auf die unsere als die vergangene schaut, von unseren Leistungen nicht geringer denkt, als wir von denen „unserer Väter“ denken: dazu gehört aber die Unterthützung der Kunst und des Kunstgewerbes auf ehrlicher und gesunder Basis, und die Achtung ihrer Producte um ihrer selbst willen, nicht aus Mode, Laune oder Geldgewinn.

Jakob Stockbauer.



Nachdruck verboten.

Reise-Albums.

„Was hilft es mir, daß ich die Wunder der Kunst und Natur erschaut, da ich sie doch nicht in bleibender Erinnerung zu bewahren vermag,“ klagte ich kürzlich meiner jungen Freundin, Elly von B. „Sie, mein Liebling, haben kaum die Hälfte meiner Reisen gemacht, und trotzdem ist die geistige Ausbeute, die Sie mit nach Hause gebracht, eine so viel größere! Wie geht das zu? Haben Sie denn stets die nöthige Muße gehabt, sich das, was Sie gesehen, so fest in's Gedächtniß zu prägen, daß Sie es nicht wieder vergaßen?“

Elly schüttelte das Köpfchen und holte von einem Marmor-tischchen, auf dem allerlei Bilderwerke und Mappen lagen, ein Buch hervor, welches sie mir reichte.

„Das ist der Freund, der meinem Gedächtnisse nachhilft, wenn es zu versagen droht,“ meinte sie lächelnd.

Ich betrachtete mir erstaunt den erwähnten Freund. Es war ein Buch von der Größe eines gewöhnlichen Photographie-Albums, hübsch in gepreßtes Leder gebunden und trug auf dem oberen Deckel die in Gold gedruckte Aufschrift: „Reise-Album von Elly von B.“

Neugierig wandte ich die Blätter um. In das erste, aus braunem Carton-Papier bestehende, war eine Photographie des lieblichen dänischen Seebades Marienlyst eingefügt, und um dieselbe herum, von verschiedenfarbigem, gepreßtem Seetang, ein zierlich geordneter Kranz geflochten, den eine Schleife aus Seegras zusammenhielt. Darunter stand mit in Wasserfarben ausgemalten Buchstaben zu lesen: „Marienlyst, den 6. Juli 1885“.

„Sehr hübsch,“ sagte ich beifällig, „in der That sehr hübsch! Beim Betrachten dieses Blattes wird Ihnen selbstverständlich die Erinnerung an den schönen Ort viel lebendiger, als es ohne das selbe der Fall wäre. Die Photographie zaubert das landschaftliche Bild vor Ihre Seele, der Seetang läßt Sie der Stunde gedenken, in der Sie ihn gesammelt, und das Datum, welches Sie unter Ihrer Kunstwerk gefügt, hilft Ihnen, Ihre Reise-Erlebnisse der Reihe nach chronologisch zu ordnen. Doch, was ist das?“ unterbrach ich mich, auf eine Reihe von Worten deutend, die auf die breiten Palme des Seegrases getriggert waren. „Welchen Sinn haben Sie da verzeichnet? Oder ist's vielleicht gar ein selbstgedichteter Vers, in dem Sie Ihrer damaligen poetischen Stimmung Ausdruck gaben?“

„Keines von Beiden,“ lautete die lächelnd gegebene Antwort, „sondern eher ein Commentar zu, — zu, — doch Sie sollen gleich hören, wozu. Vorerst lesen Sie nur, was da steht.“

Und ich las, meinen Augen nicht traugend: „There are more things in heaven and earth, Horatio etc.“

„Ja, aber was hat dies Citat aus Hamlet mit Marienlyst zu schaffen?“ fragte ich erstaunt.

Elly's Gesichtchen nahm einen höchst weisen, überlegenen Ausdruck an. „Nun, sehr viel, denke ich. Wissen Sie denn nicht, meine kluge Frau Schullehrerin, daß der melancholische Dänen-Prinz von Shakespeares Gnaden dort begraben liegt, oder wenigstens liegen soll? Ich habe mir selbst keine Ruhestätte zeigen lassen, — ein erhabener Moment, sage ich Ihnen. Eine blondlockige Engländerin war sogar so gerührt, daß sie in hysterisches Schluchzen ausbrach. Welch' lächerlichen Eindruck das machte, können Sie sich denken! Ich vermochte kaum erst zu bleiben, und als nun gar zum Schluß die Miß fragte, ob denn Opheliens Grab nicht auch zu sehen sei, und ein guter Bekannter von mir aus Berlin her, ein Affessor N., ihr antwortete: „ja wohl, dort unter jener Bude befindet es sich,“ da war es mit meiner Fassung zu Ende, und ich lächelte laut auf. Die gefühlvolle Dame aber nahm den Scherz für heilige Wahrheit und weinte um so heftiger. Auf dem Rückwege zu unserem Hotel nun äußerte ich zu dem Affessor, wie es nur möglich sei, daß ein gebildeter Mensch heutzutage noch an solche Märchen, wie die Geschichte mit Hamlet's Grab ein ist, zu glauben vermöge, ich begreife es nicht.“

„Man begreift Vieles nicht, mein gnädiges Fräulein,“ erwiderte er mir, „aber Sie wissen, — there are more things in heaven and earth etc.“ Zur Erinnerung an diese kleine Episode und an Hamlet's Grab nun, habe ich mir von letzterem ein paar Palme gepflückt, jene Schleife daraus gebunden und das Citat darauf geschrieben. Nicht wahr, jetzt verstehen Sie wohl, wozu letzteres den Commentar bilden soll?“

„Zu der Leichtgläubigkeit derer, die nicht aussterben?“ rief ich. Meine kleine Freundin nickte. „So ist's. — Aber nun schlagen Sie eine andere Seite meines Albums auf, und sehen Sie, ob Sie Ihnen ebenso gut gefällt, wie die erste.“

Ich that, wie mir geheißen, und erblickte auf schwarzem Grunde die Photographien der Thorwaldsen'schen zwölf Apostel, deren Namen in kunstvoller Monchschrift darunter gemalt waren. Auf einem dritten Blatte präsentirte sich eine Bleistift-Zeichnung von Elly's eigener Hand, Schloß Fredensborg darstellend, verziert mit einem von dorthin mitgebrachten grünen Zweige.

„Nun, wie gefällt Ihnen mein Reise-Album?“ fragte Elly, nachdem ich die letzte Seite in Augenschein genommen und das Buch zugeklappt.

„Es ist reizend, wirklich reizend,“ erwiderte ich mit Ueberzeugung, „und würdig des Köpfchens, in dem die Idee dazu entsprungen.“ „O, die Idee ist nicht gar so neu,“ wehrte die kleine Bescheiden ab, „im Gegentheil, ich habe Reise-Albums schon des Oeffteren gesehen, nur begnügten ihre Besizerinnen sich meist damit, sie mit unterwegs gekauften Photographien anzufüllen. Wenn sie noch eine, an geeigneter Stelle gewachsene Blume hinzuthaten, glaubten sie schon das Höchste geleistet zu haben. Mir aber war das nicht genug, ich wollte, daß jedes Blatt in meinem Buche gewissermaßen eine ganze Geschichte erzähle und nicht nur das äußere Bild einer Landschaft, eines Bauwerkes oder Kunstgegenstandes vor meine Augen führe, sondern, wie Sie ganz richtig vorhin bemerkten, mir auch die weiteren Eindrücke, welche ich in schönen Stunden empfing, vergegenwärtige. Um dies Ziel zu erreichen, bedurfte ich freilich, abgesehen von den mitgebrachten Bildern, auch noch anderer Materialien, das ich, zu Hause angelangt, mit Hilfe von Malerei und Schrift zu einem hübsch aussehenden Ganzen vereinigte. Es war häufig eine mühevollen Arbeit, aber sie hat mir viel Freude und einen dauernden Genuß verschafft.“

Ich stand auf und reichte Elly die Hand. „Schade, daß ich Ihr Reise-Album in meinen Mädchenjahren noch nicht gesehen,“ sagte ich. „Jetzt habe ich keine Zeit mehr, mir eines anzulegen, aber anderen jungen Damen will ich davon erzählen, damit sie es Ihnen nachthun.“

M. Kossad.



Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Fragen.

Stecklinge von Oleandern. — Wann ist die geeignetste Zeit, um Stecklinge von Oleandern zu machen?

Martha K. in Stolberg.

Schutz für Weintrauben. — Alljährlich verliere ich viele meiner schönsten Trauben durch Wespen und andere Insekten. Wie kann ich mich am besten dagegen schützen?

S. v. K. bei Neu-Kuppin.

Erbeer-Beete. — Wann und wie legt man am besten Erbeer-Beete an?

Elise S. in Schandau.

Antworten.

(Auf die bezüglich Fragen weisen die Seitenzahlen hinter den Schlagworten hin.)

Einfassungs-Pflanzen (63). — Außer dem Buxbaum, der, wenn er regelrecht beschnitten wird, zu den besten Einfassungs-

Pflanzen gehört, giebt es noch eine große Anzahl von ausdauernden Gewächsen, die sich mehr oder minder zu diesem Zwecke eignen. Bei der Auswahl muß man sich neben dem persönlichen Geschmacke auch von der Rücksicht auf Lage und Erdboden leiten lassen, und besonders in Betracht ziehen, ob die Pflanzen größere Gehölzgruppen, Rabatten oder Blumenbeete umranden, ob sie gerade Wege einfassen oder zierliche Beete im Rasen begrenzen sollen. Als immergrüne Einfassung der Gruppen von Fiersträuchern und Nadelhölzern, besonders für schattige Stellen, ist Efeu, der mehrmals im Jahre zurückgeschnitten werden muß, und Immergrün zu empfehlen. Auch verschiedene schön blühende Steinbrech-Arten lassen sich gut verwenden. Ebenso bildet die Schwertlilie eine lückenlose, dichte Umrandung und gewährt zur Blüthezeit einen herrlichen Anblick. Für statliche Blattpflanzen-Gruppen und Balfins ergeben die Funtia-Arten mit ihren großen, herzförmigen Blättern einen malerischen Abschluß. Blumenbeete, besonders in Rasenflächen, umfäumt man gern mit schön blühenden, niedrigen Pflanzen. Hier ist die Gartenprimel in erster Linie zu nennen, da sie wenig Pflege erfordert und Jahre lang eine feste und schöne Umrandung bildet; auch Bech- und Fiebernelken, Taubenschnitten, Alpen-Verghemnicht und Alpen-Arabis sind als Einfassungs-Pflanzen gebräuchlich. Seltener sieht man das Weicheln zu diesem Zwecke verwendet und doch eignet es sich vorzüglich dazu, besonders auch durch seine Anspruchslosigkeit, die mit jeder Lage und jedem Boden vorlieb nimmt. Praktische Leute benutzen auch wohl allerlei Klüßen- und Gewürzkräuter, wie die krause Schnittpetersilie, selbst den Schnittlauch, Rabenel und Salbey als Umrandung der Beete. Die Zwiebelgewächse sind leider zu Einfassungen wenig zu gebrauchen; Schneeglöckchen, Scilla und Narzissen umwinden zwar im Frühjahr die Beete wie ein herrlicher, dichter Blumenkranz, aber nach dem Abwelken der Blätter ist ihre Spur schnell verloren. Wollen Sie nicht nur Ihrem Auge, sondern auch Ihrem Gatten etwas bieten, so wählen Sie als Abschluß geradliniger Beete die dankbare, rankenlose Monats-Erdbeere. M. K., Schaffhausen.

Cactus (63). — Ich besitze viele Cactus-Pflanzen, die mich alljährlich durch ihre Blütenpracht erfreuen. Auch jetzt stehen wieder einige in Flor und erregen durch ihre zahlreichen, großen, farbenprächtigen Blumen allgemeine Bewunderung. Da ist es denn erklärlich, daß diese Cactus-Pflanzen meine Freude und mein Stolz sind, und ich mich gern ihrer Pflege widme. Aber eigentlich kann ich kaum von Pflege reden, denn es giebt wohl keine andere Pflanzen, die so anspruchslos sind und so leicht zur Blüthe gebracht werden können, wie die meisten Cactus-Arten. Während des ganzen Winters kümmerge ich mich selten um sie; ich gieße fast gar nicht und lasse sie ruhig an einem hellen, trockenen Orte stehen; mitunter muß ich sie sogar mit einem dunklen Platte des Wohnzimmer vorlieb nehmen. Im Frühjahr werden die Cacteen umgepflanzt: sie erhalten eine Erdmischung, die überwiegend aus Heide-Erde mit Zufuß von Sand und verwittertem Kalk besteht; selbstverständlich darf eine Scherbenunterlage nicht fehlen. Die Erde wird nur leicht angebrüht; ich gieße auch nicht gleich, sondern lasse den Boden etwas austrocknen. Während des Wachstums beschränkt sich meine Pflege darauf, meinen Lieblingen einen recht sonnigen Platz, — sei es am Fenster, auf dem Blumenbrette oder im Garten, — zu geben und sie regelmäßig mit abgestandenem, weichem Wasser zu versorgen. Dies geschieht im Frühjahr und Herbst am besten des Morgens, im Sommer am Abend. Früher litten die Stämme zuweilen durch Blattläuse, die ich mit einem Pinsel und warmem Seifenwasser entfernte, damit die Pflanzen nicht durch das lästige Ungeziefer zu Grunde gerichtet würden. Seitdem ich bei trockenem Wetter auch meine Cacteen früh und Abends leicht überprüfe, haben sich die bösen Feinde nicht wieder gezeigt. Mitte September nehme ich die draußen stehenden Pflanzen in's Zimmer und vermindere allmählich die Bewässerung. Nur der Phyllocactus mit blattartig verbreiterten Ästen, ohne Stacheln, macht in der Behandlung infanter eine Ausnahme, als er Schutz gegen die Mittagssonne erfordert, während die anderen Arten am schönsten und kräftigsten im vollen Sonnenlichte gedeihen.

Cactus-Freundin in Eisenach.

Kürbisucht (88). — Ein äußerst nahrhafter, humusreicher Boden in sonniger, warmer und feuchter Lage ist das erste Erforderniß, wenn die Kürbisstauden ihre Früchte zu vollkommener Größe ausbilden soll. Namentlich auf einem Kompost-Haufen erreichen die Früchte mancher Arten, — wie beim silbergrauen Kürbis, dem großen, gelben Melonen-Kürbis, dem gelben und weißen Centner-Kürbis, — unter günstigen Bedingungen ein Gewicht von 25 bis über 60 Kilo. Aber auch auf tief gegrabenen und gut gedüngtem Boden lassen sich bedeutende Erfolge erzielen, wenn man es an reichlicher Bewässerung, besonders später mit Jauche, nicht fehlen läßt. Legt man die Kerne gleich in's freie Land, so darf dies nicht vor Mai geschehen; vortheilhafter noch ist es, schon im April die Pflanzen in Töpfen heranzuziehen und sie dann Ende Mai auf die für sie bestimmten Stellen zu bringen, was mit Ballen und sehr behutsam geschehen muß. Die Stauden erfordern viel Raum und große Feuchtigkeit; daher ist es gerathen, sie mindestens 1½ Meter von einander entfernt zu setzen und zwischen je zwei Pflanzen ein Loch zu machen, damit man ihnen immer hinreichend Nahrung zuführen kann. Wenn es, wie Ihnen, um die Ernte großer Speise-Kürbisse und nicht um die Velleidung von Mauern, Zäunen oder Kompost-Haufen zu thun ist, der darf an jeder Pflanze nur zwei Früchte stehen lassen und muß die Seitentriebe kürzen, auch die Hauptstange über dem dritten Blatte nach der letzten Frucht abschneiden, sobald sich diese etwa faustgroß entwickelt hat. Zuweilen werden die Kürbisse fleckig, oder auf der Unterseite nicht reif; um dies zu verhindern, thun Sie gut, einen Dachziegel oder ein Brett unterzulegen, erforderlichenfalls auch die Frucht zu wenden, aber vorzüglich, ohne den Stengel zu knicken. Frau Wertha K. in der goldenen Aue.

Blattläuse. — Gegen die Blattläuse wendet man die verschiedensten Mittel an, wie Seifenwasser, Bepudern mit Schwefel, Räuchern mit Tabak und Insektendulver. Besonders wirksam erweist sich eine nicht zu starke Tabakstaube; man gießt auf 1/2 Kilo Tabak etwa 1 Liter heißes Wasser und wäscht die befallenen Triebe mit dem erkalteten Aufguss oder taucht sie einige Sekunden hinein, wonach ein Abspülen mit reinem Wasser erforderlich ist. — Ferner wird ein aus Tabak hergestellter Syrupähnlicher Extract, der den Namen „Nicotina“ führt, von Autoritäten angelegentlich empfohlen. Das Fabrikat, ursprünglich als Waschnittel für Hausthüre bestimmt, um dieselben von Ungeziefer zu befreien, hat sich auch als ein sehr wirksames Mittel zur Vertreibung von Blatt-, Schild- und Blattläusen erwiesen; es zeichnet sich durch Billigkeit, Haltbarkeit, einfache und bequeme Anwendung aus und verursacht den damit behandelten Gewächsen durchaus keinen Schaden. Man wendet das Mittel, das in Blechbüchsen zum Preise von 4 Mark verendet wird, meist mit einem Zusatz von 100 Theilen Wasser an. Durch Bestreichen, Ueberpinseln, Abwaschen und Besprühen mit der so verdünnten Nicotina wird auf Topf- und Gartenpflanzen alles Ungeziefer vernichtet. W. M.



Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Fragen.

Honig. — Wie kann man Honig auf seine Echtheit prüfen? Frau E. K. in Kehl.

Kräuseln der Haare. — Lassen sich die Haare noch auf andere Weise, als durch Brennen oder Wädeln kräuseln? Giebt es vielleicht ein Pulver zu diesem Zwecke? R. 777.

Türkisches Sultanbrod. — Kann mir Jemand das Rezept zu dem sogenannten türkischen Sultanbrode mittheilen?

S. v. P., Schloß H.

Schnecken. — Wie vertreibt man Schnecken aus Wohnräumen und Klüßen?

Aufmerksame Leserin.

Fliegen. — Welches ist das beste Mittel, um sich der jetzt so lästigen Fliegen zu erwehren? Abonnentin bei Bremen.

Stücktrommeln. — Ich bitte um gefällige Mittheilung der Adresse eines Fabrikanten (nicht Händlers) für Stücktrommeln zum Anschrauben und Stellen. R. P. in M.

Antworten.

(Auf die bezüglich Fragen weisen die Seitenzahlen hinter den Schlagworten hin.)

Behandlung von Fleck (112). — Fleck, das im Sommer überfliegend wurde, verliert diesen Geruch, wenn man in das Wasser, in dem es gewaschen wird, ein Stückchen „übermangansäures Kali“, von der Größe einer Erbse, wirft. Sollte das Mittel ein erstes Mal noch nicht genügend helfen, so wiederhole man den Versuch und wasche dann das Fleck in reinem Wasser nach.

Junge Abonnentin in Gocha.

Conservirung von Fruchtstücken (112). — Man nehme 3 Kilo Himbeeren oder ebenso viel ausgekieselte saure Kirichen, Erdbeeren oder ähnliche Früchte, schütte sie in einen großen Napf, übergieße sie mit einem Liter Wasser, in dem 80 Gr. Weinsteinlösung aufgelöst wurden, und lasse sie 24 Stunden stehen. Nach Verlauf dieser Zeit werden die Früchte durch ein Tuch gedrückt, der Saft gemessen, pro Liter mit 1½ Kilo fein gestoßenem Zucker versetzt und dann läßt man ihn abermals 24 Stunden stehen. Es wird sich nunmehr auf der Oberfläche ein Schaum gebildet haben, der, sorgfältig abgeseigt, einen durchsichtigen klaren Saft von schönster Farbe und Geschmack giebt. In geschwefelte Flaschen gefüllt, verschließt man diese und bewahrt sie an kühlem Orte. Frau v. S. in Erfurt.

Muskelkrampf (112). — Am diesen, oft sehr schmerzhaften Krampf in den Beinen zu heben, springe man, sowie Einen derselbe überfällt, aus dem Bette und stelle sich fest auf das betroffene Bein. Der Schmerz wird in demselben Augenblicke aufhören. Frau K. in Frankfurt a. M.

Rathschläge.

Paraffin als Waschnittel. — Der Wunsch, die immer wieder als eine Plage des Haushaltes empfundene „große Wäsche“ zu vereinfachen, führt zu beständig neuen Versuchen, von denen der neueste, die Anwendung von Paraffin (bestes Petroleum), als vortrefflich empfohlen wird. Wir theilen unseren Leserinnen das Verfahren mit, guten Erfolg bei einer zu unternehmenden Probe winkend, zu dem allerdings in erster Linie eine genaue Befolgung unserer Angaben erforderlich ist. Es wird die schmutzige Wäsche fortirt, Abends zuvor eingeweicht und, wo möglich, eingeseift, dann läßt man sie über Nacht liegen. Am nächsten Morgen füllt man den Kessel mit Wasser und giebt in dieses, wenn es in vollen Kochen ist, auf je dreizehn Liter Wasser einen Eßlöffel Paraffin und eine Handvoll fein geschabte Seife. Diese wird sich in kurzer Zeit auflösen und in Verbindung mit dem Oele einen weichen, weißen Seifenschaum bilden. Nun füllt man den Kessel mit Wäsche, welche aber aufgelockert werden müssen, um dem Wasser Spielraum zu lassen, überall tüchtig durchzuziehen. Es ist dies eine wesentliche Bedingung für den Erfolg der Reinigung. Für Stuben-, Handtücher, Tischtücher zc. genügt ein viertelstündiges Kochen, für Küchengerath eine halbe Stunde; bei längerem Kochen hört die reinigende Wirkung auf; es theilt sich dann den Stücken eine dunklere Färbung mit. Nach dem Kochen wird die Wäsche aus dem Kessel gezogen, zunächst in heißem, dann in kaltem Wasser nachgespült, worauf sie an Reinheit und klarem Tone nichts mehr zu wünschen übrig lassen soll. Es soll dies Verfahren auch für bunte Stoffe, für Tüll- und Mull-Gardinen, selbst für Wolle zu empfehlen sein, doch möchten wir immer erst zu einer Probe raten. Manell läuft nach dem Kochen weber ein, noch wird er hart, doch bekommt er ein etwas gelbes Aussehen. Vorsichtige Bereitung und Sauberkeit sind die zum Gelingen notwendigen Bedingungen; die Kupferkessel müssen, noch warm, nach der Wäsche gut geschwemmt und getrocknet werden, da sich leicht kleine Fett- und Seifenpartikel an die Wände festsetzen, die sich bei erneutem Gebrauche lösen, und sich dann als Flecke auf die Wäsche stücke legen.

Nachdruck verboten.

Neue Moden.

Paris, Ende Juni.

Paris im Zeichen der Weltausstellung und des Eiffelturmes läßt seine Anziehungskraft doppelt und dreifach auf die Fremden aus, trotz Chauvinismus und Patriotismus, und wie die beliebtesten Schlagworte alle heißen. Sämtliche Gebäude und Kuppeln der Stadt hoch überragend, erscheint der Thurm wie der Kiesel in der Fabel unter dem Volke der Piliputaner. Zugleich ist er das Emblem der gesammten Pariser Industrie geworden. Confiseur und Bäcker ahmen seine Form in ihren leckeren Waaren nach; die Passamenterie-Geschäfte erbauen ihn aus Knöpfen und Garnrollen, der Bronzegießer benutzt die eigenartige Thurmfigur zu Stuhl-Uhren, der Papparbeiter zu Krappen, die elegante Modedame trägt sie als Initial auf ihrem feinen Batist-Taschentuche zc.

Nachdem die Ausstellung, — eine Stadt für sich, — nun endlich aus dem Chaos von Brettern, Balken, Risten, Strohh und Emballage fertig hervorgegangen und ihr zweites Einweihungsfeiert hat, bietet sie dem überraschten Auge so viel des Schönen, Vollendeten und Großartigen, daß es eines tagelangen, ernsthaften Studiums bedarf, um auch nur einen allgemeinen Ueberblick zu gewinnen. Was Wunder, daß der oberflächliche Beschauer nur an Einzelheiten haften bleibt, daß z. B. für die prächtige Pariserin die Glas-Vitrinen mit Schmuck und Toiletten-Gegegenständen den Angelpunkt des Interesses bilden! Ihr Auge, das vielleicht noch soeben ermüdet über die Kunst- und Industrie-Schätze hinglitt, leuchtet sicher freudig auf, sobald sie eine für sie geheiligte Region betritt. Und nun beginnt ein intensives Schauen, ein Bewundern der ausgestellten

Schätze, als gelte es ihr Seelenheil und nicht nur irdischen Tand. Für den Fremden aber ist das Studium der Toilette der Pariserinnen selbst bei Weitem interessanter, denn Grazie und Geschmac, gemeinsam in dem Worte „Chic“ ausgedrückt, sind Gaben, welche jeder Pariserin von guten Geen in die Wiege gelegt werden.

Obgleich weit entfernt von der Ungebundenheit und Extravaganz der Revolutionszeit, lassen dennoch die diesjährigen Trachten eine Beziehung zu ihr erkennen. Wir führen nur die vorn faltenlosen, bald sehr luftfreien, bald in capriciösem Widerspruche hinten leicht schleppenden Röcke an, die oben gebauschten, unten eng anschließenden, bisweilen selbst das Handgelenk umschließenden Ärmel, die lose, bequeme, wie aus einem Stoff-Schawle zusammengesteckte Taille und die kurze mit breitem Gürtel; ebenso der abfallende, den Hals frei lassende Kragen und die großen Hüte aus gefaltetem Stoffe oder Spitzen, sowie aus Stroh mit reichem Feder- und Blumen Schmuck. Sie alle fanden ihre Vorbilder in den Schlussjahren des vorigen Jahrhunderts. Hinten sind die Röcke weit, eingereicht oder eingefaltet, aber nicht ängstlich steif auf der Grundform festgenäht. Die einst in regelmäßige Falten geordneten breiten Schärpen dürfen, locker um die Taille gelegt, zwanglos niederfallen. Natürlich sind zu diesen eigenartigen Toiletten die Mantelets wenig geeignet, weshalb man sie durch offene oder geschlossene kleine Jacken ersetzt. Ebenso wenig sieht man unsere Regenuniform, den langen Paletot oder Ueberzieher aus Cheviot, Tuch etc. Zum Schutze gegen das Wetter wird der radartige Mantel aus Gummistoff, gummirter Gloire- oder Chantageant-Seide mitgeführt.

Wäre Götterin Mode mit Seherblick für die hohe Temperatur dieses Sommers begabt gewesen, sie hätte aus ihrem Füllhorn nicht mehr der leichten Stoffe, als da sind Chantageant-Seide, Woll-Musselin, gestrichter Krepp, Tüll in allen Stärken, Batist und Mull über uns ausschütten können. Durchscheinende Gewebe verlangen natürlich ein passendes Unterkleid, — am schönsten aus Seide.

Am scharfen Grün, besonders dem Mais, Chartreuse-Grün und dergleichen, der Manie der Frühjahrsmonate, hat sich die Pariserin überfättigt. Wie sie einst all' ihre Phantasie aufbot, dasselbe in irgend einer neuen Form an ihrem Anzuge zur Geltung zu bringen, so finnt sie jetzt bereits darauf, durch neue Farben-Combinationen die alten vergessen zu machen. Für die allerneueste Farben-Verfälschung gilt gelbliches Mode mit einem unreinen Rosa; letzteres eint sich auch gut mit gelblichem Braun, daneben werden Silbergrau, Blaugrau und Viole bevorzugt.

Eine sehr vornehme, durch die Ausstellung hervorgerufene Pariser Mode-Neuheit bilden die zackigen Spitzenbesätze; vornehm deshalb, weil sie bisher nur in kostbarer Nadel-Arbeit und noch nicht in wohlfeilen Imitationen vorhanden sind. Geschickte Hände dürften vielleicht eine Nachahmung in der wirkungsvollen irischen Häkelarbeit versuchen. Diese Spitzen-Vordüre umgibt den Rocksaum, bildet auf der Taille Gürtel, Paffe und Ärmelbesatz und ist stets so geordnet, daß die scharfen, spitzen Zacken aufwärts stehen. Der Bruststreifen aus Sammet auf den hellen, gestrichen Batist- und Kreppkleidern ist eine andere charakteristische Mode; mit ihm harmoniren Halsbündchen, eine Patte auf dem Oberärmel, sowie Gürtel und Schleifen.

Die Régligés und Anzüge für den Fünf-Uhr-Thee entfalten einen verschwenderischen Luxus; mit anderen Stoffen als Sammet,

Seide und edlen Spitzen will eine Schneiderin, die auf ihr Renommée hält, gar nichts mehr zu thun haben. Für Sportkleider scheinen Jersey und Flanell in Weiß, sowie Metallknöpfe und bunter Bortenbesatz am meisten begehrt. Jung Paris trägt, in Nachahmung der Großen, kurze Taillen zu verhältnismäßig langen Röcken, große Kragen aus Stiderei oder Häkelarbeit, noch größere Stoffhüte, in denen die süßen Gesichter oft ganz versinken, und breite Gürtel, im Rücken zu ganz kurzer Schleife geknüpft oder durch eine Kofette geschlossen.

Zwar hätten wir noch viel zu berichten, von interessanten Gartenstühlen und -Zelten, von dem Einflusse des Rococo- und Zopfstiles auf die Möbel-Industrie und vielem Anderen mehr, allein der unserer Plauderei gewidmete Raum ist leider bereits überschritten. Vielleicht ein anderes Mal! F. J.

Zu dieser Nummer gehört ein Beiblatt, ein farbiges Modenbild, ein Extra-Blatt und ein Musterblatt für künstlerische Handarbeiten.

